
878
V90
A



Homer und Virgil.

Eine Parallele.

Schönwissenschaftliche Studie nach P. Rapin

von

August Arndt.



Leipzig 1875.
A. Mentzels Verlag.

Das Epos ist unter allen Werken, deren der menschliche Verstand fähig ist, ohne Zweifel das vollkommenste, da es die Vollkommenheiten aller anderen in sich zusammenfaßt. Von dieser allgemeinen Ansicht glaubt nur Aristoteles abweichen zu dürfen, der dem Trauerspiele den Vorzug einräumt, weil es sowohl wegen seiner weniger ausgedehnten Theile als wegen des richtigeren und eingeschränkteren Verhältnisses derselben geeigneter ist ein höheres und lebhafteres Vergnügen zu erwecken.[1]) Nichts desto weniger scheint die Behauptung gerechtfertigt, daß die anderen Vorzüge, die das Heldengedicht über das dramatische hat, so beträchtlich und so allgemein anerkannt sind, daß man ohne Widerspruch befürchten zu müssen, es als das vortrefflichste und vollkommenste Werk des menschlichen Geistes bezeichnen darf. Da nun nach dem Zeugnisse aller Jahrhunderte Homers und Virgils Gedichte die allervollkommensten dieser Gattung sind, so muß das Urtheil über den Vorzug, welches eines vor dem andern verdient, für nichts Geringeres als für die Entscheidung der wichtigsten Frage angesehen werden, die in den schönen Wissenschaften vorkommen kann, und für den Ausspruch über das, was in denselben das Größte und Vollkommenste ist. Will man der Meinung Quintilians, eines kompetenten Kunstrichters beipflichten, so läßt sich mit Homer und Virgil Nichts vergleichen. Nachdem er Homer einen

Vorwort.

Die Wichtigkeit des behandelten Themas ist allgemein bekannt und nur, soweit es für den vorliegenden Zweck unumgänglich nothwendig erschien, im Eingang der Schrift selbst kurz behandelt. Das Vorliegende soll keine erschöpfende Darstellung sein, sondern, wie schon der Titel zeigt, nur die Grundlagen zu einer solchen legen. Weiter auf einzelnes einzugehen scheint besser der Phantasie und dem Belieben des Lesers anheimgestellt werden zu müssen. Um so mehr aber darf diese kleine Schrift darauf rechnen willkommen zu sein, als sie die nothwendigsten Gesichtspunkte klarlegt und für den, der sich nicht speciell der Alterthumskunde hingiebt, vollkommen ausreicht; für solche aber, die dem Gegenstande ganz nahe stehen, ein kleines Hülfsmittel für die eigene Forschung bieten will.

Berlin, Juli 1874.

Aug. Arndt.



Das Epos ist unter allen Werken, deren der menschliche Verstand fähig ist, ohne Zweifel das vollkommenste, da es die Vollkommenheiten aller anderen in sich zusammenfaßt. Von dieser allgemeinen Ansicht glaubt nur Aristoteles abweichen zu dürfen, der dem Trauerspiele den Vorzug einräumt, weil es sowohl wegen seiner weniger ausgedehnten Theile als wegen des richtigeren und eingeschränkteren Verhältnisses derselben geeigneter ist ein höheres und lebhafteres Vergnügen zu erwecken.[1]) Nichts desto weniger scheint die Behauptung gerechtfertigt, daß die anderen Vorzüge, die das Heldengedicht über das dramatische hat, so beträchtlich und so allgemein anerkannt sind, daß man ohne Widerspruch befürchten zu müssen, es als das vortrefflichste und vollkommenste Werk des menschlichen Geistes bezeichnen darf. Da nun nach dem Zeugnisse aller Jahrhunderte Homers und Virgils Gedichte die allervollkommensten dieser Gattung sind, so muß das Urtheil über den Vorzug, welches eines vor dem andern verdient, für nichts Geringeres als für die Entscheidung der wichtigsten Frage angesehen werden, die in den schönen Wissenschaften vorkommen kann, und für den Ausspruch über das, was in denselben das Größte und Vollkommenste ist. Will man der Meinung Quintilians, eines kompetenten Kunstrichters beipflichten, so läßt sich mit Homer und Virgil Nichts vergleichen. Nachdem er Homer einen

ausführlichen Lobspruch gespendet, sagt er dann, daß nur ein großer Geist dessen ganzes Verdienst begreifen könne. Noch mehr rühmt er darauf von Virgil. Eben dies ist auch das Urtheil eines der kompetentesten Kunstrichter[2]) der letzten Jahrhunderte, der diese zwei Schriftsteller die Häupter und Vorsteher aller Wissenschaften nennt; ohne hier auf das Urtheil des Alexander und des Augustus zu rekurriren. Denn Alexander legte die Iliade Homers, um ihr mehr Ehre zu erweisen, in jenes kostbare und mit Steinen reich besetzte Kästchen des Darius, welches er nach dem Siege über diesen erbeutet, mit den Worten: Ich weiß für das reichste und auserlesenste Werk des menschlichen Geistes kein würdigeres Behältniß als diese Kostbarkeit.[3]) Und Augustus gab seine vorzügliche Hochachtung für die Aeneide durch jene Ungeduld genugsam zu erkennen, mit der er sie noch bei Lebzeiten Virgils zu sehen begehrte, und durch die Sorge, die er nach des Dichters Tode dafür trug.

Wenn nun der Werth der beiden Gedichte gegenüber anderen Dichtungen über jeden Zweifel erhaben dasteht, mit welchem Maße soll man sie untereinander messen, um ein richtiges Urtheil über das Verhältniß beider zu einander fällen zu können? Da von der Person Homers so gut wie Nichts bekannt ist, ist ein derartiger Vergleich der beiden Dichter von vornherein ausgeschlossen. Ueber Homer wird überliefert, er sei in Egypten gereist, um dort die Wissenschaften bei jenen Völkern zu erlernen, welche die ersten Gelehrten der Welt waren, wie Diodor im ersten Buch seiner Geschichte erzählt. Appian rühmt sich beim Plinius[4]), er habe den Homer durch Zau-

derkünste auferweckt, um zu wissen, aus welchem Lande er wäre. Allein diese seine Bemühungen sind fruchtlos abgelaufen, man konnte nichts Gewisses darüber in Erfahrung bringen. So viel läßt sich indeß sagen, daß Homer unter allen Gelehrten des Alterthums der bewunderungswürdigste und unbegreiflichste zu sein schien, war er doch der erste Meister und das erste Muster der Gelehrten, Philosoph und Redner, bevor es Regeln der Philosophie und der Beredsamkeit gab. Es ist nicht bekannt, wer oder aus welchem Lande er war, wo er gelebt und studirt hat, in allen Stücken ist dieser Mann für uns ein Geheimniß. Die Weltweisheit Homers wurde, wie Jamblichus und Porphyrius bezeugen, von den Egyptern höher geschätzt als Platos Schrift von der Seele des Menschen, obgleich gerade diese Schrift sein Meisterwerk ist. Moses ausgenommen, ist er der älteste Schriftsteller, und er war so bescheiden, daß er nicht einmal von sich, noch von seiner Zeit, noch von seinem Lande gesprochen hat, ein Beispiel, in dem ihm wohl nur wenige gefolgt sind.

Von Virgil ist mehr bekannt. Man weiß, daß er, obgleich von niedriger Herkunft, sich dennoch die Gunst des Augustus erworben und dieser ihm gleichsam aufgewartet hat, wie dies Servius und seine Commentatoren des weiteren berichten. Für unseren Zweck genügt diese kurze Andeutung und wir halten uns im Weiteren nur an die Epen selbst.

Die ansehnlichsten unter den Gelehrten der späteren Zeiten, die Commentare über die Gedichte Homers und Virgils hinterlassen haben, sind Makrobius, Julius Skaliger und Fulvius Ursinus. Da

diese aber meist nur die Sprache dieser zwei Werke ihren Untersuchungen zu Grunde legten, fiel ihr Urtheil vielfach mehr oder minder schief aus. Sie hielten sich allein bei dem Aeußerlichen und der Oberfläche auf, ohne immer bis auf den Grund herabzugehen. Dieser Fehler verhinderte auch viele andere Gelehrte, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, und so hat denn das Vorurtheil für Homer alle jene verblendet, die in der Welt für gelehrt gelten wollten, indem ihnen dies scheinbar das Ansehen einer größeren Beurtheilungskraft verlieh. Da nun in der That eine gründlichere Erfahrung zur Beurtheilung Homers als zu der Virgils gehört, so glaubt man sich hoch über den gemeinen Haufen zu erheben, wenn man den ersteren vorzieht. Indeß dies ist ein Vorurtheil, das man ablegen muß, so sehr man sich auch meist damit zufrieden giebt, weil man niemals geneigter ist zu urtheilen als gerade dann, wenn man sich dazu für untüchtig hält, und weil man sich öfter gerade dadurch Ansehen verschafft, daß man sich keines giebt. Benimmt doch die Anmaßung dem Verstande gewöhnlich die Freiheit, mit der zu einem richtigen Urtheil unentbehrlichen Unparteilichkeit zu entscheiden. Mit dieser soll denn im Folgenden verfahren werden, um jedem Vorurtheile, das man leicht unbemerkt in die Sache hineinträgt, von vornherein zu entgehen. Indeß gehe ich keineswegs soweit, ein endgültiges Urtheil über das Verhältniß beider Gedichte zu fällen, sondern begnüge mich damit, meine Gedanken darüber vorurtheilsfrei vorzutragen, damit die, die mehr Einsicht haben als ich, über meine Gedanken den entscheidenden Ausspruch thun mögen.

Um aber zur Sache selbst zu kommen, so trage ich kein Bedenken von vornherein zuzugestehen, daß Homer den Virgil in der weitergehenden Anlage seines Planes übertrifft, daß seine ganze Art etwas Edleres an sich hat als Virgils, daß man bei ihm ausgeführtere Charaktere findet, sowie, daß er ein bedeutenderes Aussehen, ein erhabeneres Wesen hat. Homer malt ferner die Gegenstände besser ab, seine Bilder sind vollkommener, seine Betrachtungen moralischer und spruchreicher, seine Einbildungskraft lebhafter, sein Verstand allgemeiner; er besitzt mehr Wissen, ist Dichter, Redner, Mathematiker, Philosoph, Sternkundiger, Erdbeschreiber, Künstler, wenn es ihm gefällt. Man findet bei ihm ferner eine größere Mannigfaltigkeit im Stoff, er hat mehr von jenem Ungestüm, welches ein erhabenes Genie ausmacht, sein Ausdruck ist heftiger, sein Naturell glücklicher, er ist von Geburt ein Dichter, und so sind seine Verse prächtiger und herrlicher und klingen den Ohren angenehmer durch ihr Maß und ihren Klang, wenn man die ganze Schönheit seiner Versifikation in's Auge faßt. Auch darin ist er viel natürlicher, daß alle seine Bemühungen dahin abzielen, seine Kunst zu verbergen, und daß er Alles nach der Natur schildert. Aber ungeachtet alles dessen würde man Homer und Virgil nach Art der Grammatiker nur obenhin beurtheilen, wenn man sie von keiner andern Seite als so betrachten wollte, da in ihren Werken weit wesentlichere Dinge der Untersuchung werth erscheinen. Um also davon förmlich zu urtheilen und diese Frage von Grund aus zu erörtern, muß man sich zuerst das Wesen des epischen Gedichtes in seiner Absicht und

seiner Gestalt ins Gedächtniß zurückrufen. Das Heldengedicht, sagt Aristoteles,[5]) ist eine Nachahmung oder Schilderung einer berühmten That, dies hat es mit dem Trauerspiel gemeinsam; nichts desto weniger aber bleibt zwischen beiden immer der Unterschied bestehen, daß dieses durch die Darstellung, jenes durch die Erzählung nachahmt. Sein Stoff ist also eine Heldenthat, seine Gestalt die Fabel, sein Ziel und Ende die Fürsten und Großen zu unterweisen. Untersuchen wir die Gedichte Homers nach diesem Maßstabe und diesen Grundsätzen, und betrachten wir, um nicht irre zu gehen, beide großen Werke nicht stückweise. Untersuchen wir diese zwei Schriftsteller nicht nach ihren Schilderungen, Vergleichungen und Beiwörtern, dies Alles geht nur ihr Aeußeres an, forschen wir vielmehr jenem nach, was das Wesentliche in dem Entwurf und in der Ausführung ist. Wir bleiben dabei bei der Ordnung der Theile des epischen Gedichtes, wie Aristoteles sie giebt, stehen: die Fabel, die Sitten, die Gesinnungen und die Worte. Dieser Ordnung und diesen Regeln gemäß stellen wir den Vergleich zwischen Homer und Virgil an.

Beginnen wir mit der Fabel, die unter den Theilen des Heldengedichtes den ersten Platz einnimmt und betrachten wir zuerst die der Iliade und der Aeneide unter einander ohne jede Rücksicht auf Zwischenfabeln. Die Fabel der Iliade ist kurz

diese. Einer der vornehmsten griechischen Fürsten ist mit dem obersten Befehlshaber unzufrieden, er zieht sich vom Kampfe zurück, ohne seiner Pflicht, seiner Vernunft und seinen Freunden Gehör zu geben. Er opfert den allgemeinen Nutzen und das Heil des Staates der Bitterkeit und dem Ungestüm seines Verdrusses auf. Die Feinde machen sich seine Zurückgezogenheit zu Nutzen und erfechten glänzende Siege über seine Genossen. Sein bester Freund kommt um; er ergreift wieder die Waffen, den Tod desselben zu rächen. Die Leidenschaft heißt ihn das thun, was vorher die Vernunft bei ihm nicht zu bewirken vermochte, und er tödtet endlich den Heerführer der Feinde. Dies ist die Fabel der Iliade, von Zwischenfabeln abgesondert und ihrer Zierrathe entblößt. Betrachten wir nun jene der Aeneide. Ein Fürst, welchen die Zerstörung seines Vaterlandes sich auf die Flucht zu begeben zwingt, sucht einen andern Ort sich niederzulassen. Seine Götter und seinen Vater wählt er als Reisegefährten. Die Götter, von seiner Frömmigkeit gerührt, lassen sich's angelegen sein ihm in einem der schönsten Länder der Erde eine neue Heimath anzuweisen, und er wird der Stifter des blühendsten Reiches, das jemals existirte. Vergleichen wir diese zwei Fabeln mit einander und messen wir die Größe der zwei Helden nach der Größe ihrer Handlungen ab. Achilles Handlungsweise ist seinem Vaterlande und den Seinen schädlich, wie Homer selbst gesteht, während die des Aeneas eine Tugend ist. Achilles Handlungsweise giebt zu dem Tode des Patroklus, seines besten Freundes, Anlaß, die des Aeneas verursacht die Freiheit seiner

Götter, seines Vaters, und das Heil der Seinigen. Die eine ist heldenmüthig d. h. über das gewöhnliche Thun der Menschen erhaben, denn so definirt Aristoteles in seiner Sittenlehre die Tugend eines Helden. Die andere ist nicht einmal vernünftig, ja sie trägt den Charakter einer viehischen Unbändigkeit an sich, die nach Aristoteles das dem Heldenmuthe entgegengesetzte Laster ist. Die Handlung des Aeneas hat ein vollkommeneres Ende als die des Achilles, sie beschließt die ganze Unternehmung durch den Tod des Turnus, die Handlung der Iliade ist von keiner solchen Wirkung. Die Belagerung Trojas dauert noch ein ganzes Jahr nach dem Tode Hektors fort, was dem Quintus Calaber und einem Egypter Tryphiodorus, die über Homer geschrieben haben, zu der Vermuthung Anlaß gab, die Iliade sei unvollständig erhalten, weil durch den Tod Hektors die Sachen nicht entschieden würden, sondern nur ein Hinderniß der Entscheidung aus dem Wege geräumt würde. Man mag also die Aeneide auf welche Art und von welcher Seite immer betrachten, so wird man finden, daß das Ende derselben viel glücklicher und vollständiger ausgeführt ist als das der Iliade. Aber wenn man sich die Mühe giebt zu erwägen, wie viel Scharfsinn, wie viel Erfindungs- und Unterscheidungskraft in der Wahl eines Stoffes herrscht, in welchem die Herkunft der Römer, und insonderheit des Augustus, dem der Dichter auf so angenehme Weise mit der Verheißung eines ewig dauernden Reiches schmeichelte, dargelegt wird, was für eine Schönheit, was für eine Größe und was für eine Vortrefflichkeit findet man nicht darin? Läßt sich wohl in Homers Iliade etwas

dem Aehnliches finden? Denn gleich wie kein Schriftsteller seinem Lande je eine größere Ehre durch sein Werk machte als Virgil dem seinigen, indem er den Römern einen göttlichen Ursprung und eine ewige Nachkommenschaft nach dem Beschlusse des Schicksals beilegt, so kann man im Gegensatz dazu sagen, Homer habe das seinige dadurch entehrt, daß er denjenigen zu seinem Helden wählte, der so viele Helden zu Grunde gehen ließ [6]), um sie, wie man nicht anders sagen kann, seinem Schmerze und seiner Empfindlichkeit aufzuopfern. Ebendeshalb tadelt auch Plato den Zorn des Achilles, weil dessen Folgen den Griechen so nachtheilig waren, wie es Tasso nach ihm in einem seiner kleineren Werkchen gethan. [7]) Nichtsdestoweniger kann man, um Homer zu entschuldigen, daß er diese Leidenschaft zum Stoffe seines Gedichtes gemacht, sagen, der Zorn der alten Helden sei, bevor noch die Sanftmuth und die Lindigkeit des Christenthums gepredigt worden, weder eine Schwachheit, noch ein Fehler gewesen, wie es Tasso in seinem Gespräch von der Tugend auffaßt. [8]) Aber da eben derselbe Plato uns lehrt, der Zorn sei nur dann tugendhaft, wenn er, um das Recht zu beschützen, die Waffen ergreift, so muß man eben daraus schließen, der Zorn des Achilles sei ganz und gar nicht tugendhaft gewesen, weil er so unvernünftig war, einer Ansicht, der auch Tasso wiederum sich anschließt. [9]) So ist also der Gegenstand der Aeneide sowohl für Virgil selbst wie für sein Land glücklicher und rühmlicher, und somit hat er auch eine viel bescheidenere und klügere Wahl als Homer getroffen. Indeß darf doch auch nicht geleugnet werden, daß andererseits der

Name des Unerbittlichen, welchen Homer dem Achilles giebt, nicht so lasterhaft ist als er in den modernen Sprachen erscheint. Bedeutet es doch wesentlich nur einen Menschen, der den Entschluß, den er einmal gefaßt, festhält, eine Eigenschaft, die in ihrer Verwandtschaft mit dem Unabhängigkeitssinn ein großer und des Helden Homers würdiger Charakterzug ist.

Wir sind damit bereits der Vergleichung des Charakters der beiden Helden nahe getreten, mit der wir uns nunmehr zu befassen haben. Es giebt wohl kaum Jemanden, der nicht sogleich der Handlungsweise des Achilles den Vorzug giebt, weil sie wunderbarer als jene des Aeneas ist, weil sie ferner von ihm ohne alle Beihülfe und Leidensgenossenschaft herrührt und seine Gegenwart oder Abwesenheit Sieg und Niederlage seiner Partei bestimmt. Aber man wird bald sehen, daß dem nicht ganz so ist, wenn man alle Umstände einzeln erwägt und beide Helden näher in's Auge faßt. Die erste Beobachtung, die man anstellen muß, um darüber ein besseres Licht zu erhalten, ist, daß es vermuthlich nicht die Absicht Homers war, uns in seinem Helden den Begriff eines großen Feldherrn oder eines vollkommenen Fürsten darzustellen, sondern vielmehr die Nachtheile der Uneinigkeit in einer Partei zu zeigen, und so eine schreckliche und wunderbare Handlung zu schildern. Dies ist zugleich auch Tassos Meinung. [10]) Anders verhält sich gerade eben in diesem Punkte Xenophon, der den Cyrus mit allen möglichen Vollkommenheiten ausstattet, ohne dabei immer der Wahrheit der Sachlage treu zu bleiben, sich im Gegentheil mehr bei dem allgemeinen Begriff eines guten Für-

sten aufhaltend, genau der Vorschrift des Aristoteles gemäß, daß der Dichter in seinen Bildern und Schilderungen die Personen nicht so, wie sie wirklich sind, sondern so, wie sie sein sollten, dargestellen muß. Und Plato lehrt in dem fünften Buch der Gesetze, daß man nur die vollkommensten Dinge nachahmen müsse. Uegens darf, weil das Bild in einer richtigen Nachahmung dem Urbilde ähnlich sein muß, dieses weder ein Mensch noch insonderheit ein Fürst sein, sondern es muß der Entwurf eines vollkommenen Menschen oder Fürsten überhaupt sein. Nach diesem Muster hat Plato das Bild eines gerechten Menschen, Xenophon jenes eines Fürsten, Cicero das eines Redners gemalt, da jeder dem seinigen das Vollkommenste, was man sich in dem Begriff davon vorstellen kann, zuertheilt hat. Es scheint also, Homer sei in der Darstellung seines Helden dieser Vorschrift gar nicht gefolgt, indem er ihm große Schwachheiten und sehr merkliche Fehler aufbürdet, anstatt in dem Bilde, welches er sich vornahm von ihm zu zeichnen, alle Tugenden zu vereinigen. Der Vortheil, den Virgil dadurch vor Homer hat, ist nicht gering anzuschlagen, denn da dieser bei der Schilderung seines Helden keine anderen Vorbilder hatte als die Tapferkeit des Herkules, Theseus und einiger anderer Personen aus den frühesten Zeiten, die sich allein durch ihre Stärke und Kraft bei der Welt in Ansehen setzten, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Sitten in seinem Helden so fehlerhaft sind, fand man doch eben zu der Zeit, in der er ihn leben läßt, weder in Geschichten noch in Büchern irgend welche Andeutungen des Begriffes der sittlichen Tugend. Da ferner die

Menschen damals außer den Ungeheuern und wilden Thieren keine anderen Feinde kannten, die sie erlegen sollten, so war es schon genug, gut bei Kräften zu sein, um auf den Titel eines Helden Anspruch zu machen. Man hatte eben damals noch nicht die Erkenntniß gewonnen, daß es noch weit gefährlichere und schrecklichere Feinde giebt, die Leidenschaften und Begierden; und die Mäßigkeit sowohl wie die Gerechtigkeit waren in einem so rauhen Jahrhunderte wie jenes war, in dem Homer schrieb, noch unbekannte Tugenden.

So fand denn Virgil neben dem Vortheile seinen Helden aus den zwei Helden Homers, aus Achilles Tapferkeit und Odysseus Schlauheit zusammenzusetzen, noch das Mittel, die Großmuth des Ajax, die Weisheit Nestors, die unermüdliche Geduld des Diomedes und andere Tugenden hinzuzusetzen, deren Charaktere Homer in seinen beiden Gedichten schildert. Da er nun allen diesen noch die Tugenden, welche er an allen großen Männern, wie an dem Themistokles, Epaminondas, Alexander, Hannibal, Jugurtha und vielen anderen Ausländern, an Horaz, Camillus, Scipio, Sartorius und vielen anderen seiner Landsleute wahrnahm, beifügte, hatte er nicht unendlich mehr Stoff und Vorbilder, einen vollkommenen Helden darzustellen als Homer? Auf diese Weise brachte der Maler Zeuxis jenes berühmte Bildniß der Helena zu Stande, das ihm denn auch besser gerieth, als dem Apelles seine Venus, weil Zeuxis sein Bild aus allen jenen Vollkommenheiten, die er von den seltensten Schönheiten seiner Zeit entlehnt hatte, zusammensetzte, hingegen Apelles das seinige

nur nach seiner Einbildungskraft allein gestalten wollte, die sich hiernach in der Ausführung allzu eingeschränkt fand, so daß er sich gezwungen sah, sein Werk unvollendet zu lassen, weil er glaubte, er könnte es nicht so vollenden, wie er es angefangen. Diese Ungleichheit im Stoffe zeigt sich noch klarer, wenn man die Schilderung, die uns Horaz von Achilles hinterlassen hat, mit jener des Virgil von Aeneas vergleichen. Achilles ist tapfer, aber zugleich aufgebracht, ungestüm, trotzig, voll der heftigsten Leidenschaften, gewaltthätig und unbillig, er verachtet die Gesetze und stützt sein Recht ganz auf das Schwert, das er an der Seite trägt.[11]) Neben diesen schönen Eigenschaften, die in Wahrheit nicht sehr heldenmäßig sind, geht noch seine Grausamkeit gegen den Leichnam Hektors so weit, daß er ein Wohlgefallen daran empfindet, seine Rache an demselben auszuüben; und mit einem Geize, der seines gleichen sucht, verkauft er dem betrübten Vater den Körper seines eigenen Sohnes. Ich will hier gar nicht weiter von jenem unverzeihlichen Leichtsinn sprechen, mit dem er von dem herzhaften und großmüthigen Vorhaben absteht, das er einstimmig mit dem ganzen Griechenland auszuführen beschlossen; und warum?! Wegen einer Sklavin, um die er Thränen vergießt, und um die er mit einem so augenscheinlichen Zeugnisse seiner Schwäche klagt. Kurz, dieser so hoch angesehene und und zu allen Zeiten so gepriesene Held Homers ist Nichts als ein Auszug von Unvollkommenheiten und Mängeln. Virgil hingegen nimmt alle Tugenden zu Hülfe, um den seinigen darzustellen. Er giebt ihm Ehrfurcht gegen die Götter, Liebe gegen sein Vater-

land, Zärtlichkeit und Freundschaft gegen seinen Nächsten, Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die ganze Welt; er ist kühn in Gefahr, geduldig in Mühe, herzhaft bei jeder Gelegenheit, bescheiden in seinen Angelegenheiten. Er ist endlich gütig, friedfertig, freigiebig, beredtsam und artig, sein Aussehen hat etwas Erhabenes und Majestätisches an sich; und, damit es ihm ja an keiner Eigenschaft fehle, welche zur Vollständigkeit eines großen Mannes beitragen können, ist er auch glücklich. Ilioneus malt seinen Charakter der Dido im ersten Buch der Aeneide in diesen zwei Versen, die man jenen des Horaz gegenüberstellen könnte, in denen er Achilles schildert:

König war uns Aeneas, dem nicht in Gerechtigkeit einer,
Nicht in Frömmigkeit je, noch in Krieg und Waffen zuvorkam.

Dies sind die drei Haupteigenschaften, welche wesentlich seinen Charakter bestimmen, die Gottesfurcht, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, und welche zugleich dem Augustus besonders eigen waren, 12) dessen Ebenbild Virgil in seinem Helden schildert, eine der sinnreichsten und feinsten Schmeicheleien, die jemals in Anwendung gebracht sind, wie schon das Alterthum erkannte. 13) So hat also Virgil seinen Helden aus den Tugenden des Augustus und aus einer unendlichen Menge anderer Vollkommenheiten, die er bei verschiedenen Helden einzeln antraf, gebildet, denn die wahre Heldentugend ist, wie Aristoteles in seiner Sittenlehre beweist, eine Sammlung aller Tugenden. Und in Wahrheit, wenn die Pythagoräer wollen, daß ein Monarch, um der Herrschaft würdig zu sein, nicht nur keinen Fehler an sich habe, sondern auch in allen Stücken vollkommen sei und

alle Tugenden in einem erhabenen Grade besitze, so muß gewiß mit weit größerem Rechte ein Held, nach dessen Muster sich die Könige bilden müssen, eine vollkommene Tugend besitzen. Endlich darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß Homer selbst dem Aeneas das größte Lob, das ihm jemals gegeben worden und das ja nur einem großen Manne gegeben werden kann, beilegt, wenn er im fünften Buch der Iliade sagt:

Immer doch steht ihm bei ein Gott und wehrt dem Verderben.

Indeß man kann allen diesen Behauptungen zustimmen, ohne deshalb doch dem Aeneas den Vorzug einzuräumen. Denn der Charakter eines Tapfern, den Homer dem Achilles beilegt, und der von allen Charakteren am meisten Heldenmäßiges an sich hat, ist weit sichtbarer und vollkommener als jener, den Virgil dem Aeneas zuertheilt. Ja dieser Charakter ist sogar ein wesentliches Kennzeichen seiner Person, das ihn von anderen obgleich tapferen Männern unterscheidet; Nichts geschieht ohne ihn, und er allein macht das Glück seines Heeres günstig oder widrig. Und in der That leuchtet die Tapferkeit des Achilles weit glänzender hervor als die des Aeneas, weil sie die einzige heldenmäßige Eigenschaft ist, die ihm Homer giebt und durch die er ihn unterscheidet; folglich leuchtet sie weit mehr hervor, da sie allein dasteht, hingegen die des Aeneas nicht so in die Augen fällt, weil sie mit so vielen anderen konkurrirt und ihren Schimmer mit jenem seiner anderen Eigenschaften vermischt. Als den Helden Homers findet man Achilles ganz allein, als jene des Virgil aber erkennt man Menelaus, Agamemnon, Odysseus, Ajax, Nestor, Diomedes und Aeneas, der

in seinem Charakter alle Eigenschaften dieser großen Männer einschließt. Dies läßt sich leicht erkennen, wenn man alle jene Wege verfolgt, die Virgil im zweiten Buch der Aeneide seinen Helden nehmen läßt. Ja man kann sogar sagen, daß, wenn man einen rechten Unterschied zwischen der wahren Tapferkeit und der Verwegenheit macht, und wenn man die große Menge von Eigenschaften ansieht, die Aristoteles in seiner Sittenlehre der Tugend des Großmüthigen zuertheilt, Virgil den Charakter der Tapferkeit, welchen er dem Aeneas beilegt, soweit treibt, wie er sich nur treiben läßt. Zuerst nämlich läßt er dem Aeneas durch Hektor, der ihm nach seinem Tode erscheint, verkünden, daß die Griechen Troja überfallen und sich desselben bemächtigt haben, und daß es nach gerechtem Verhängniß untergehen müsse. Weil es ein Todter ist, der ihm diese Nachricht bringt, so macht die Religion sein Zeugniß auf eine gewisse Art heilig; und um ihm alle Sorge für Trojas Vertheidigung gänzlich zu benehmen, versichert ihn derselbe, daß er durch seine Herzhaftigkeit allen seinen Pflichten schon vollständiges Genüge geleistet habe. Hier hätte er sich zufrieden geben können, nachdem er von dem Willen der Götter durch ein so heiliges Zeichen verständigt war. Allein, als er über das Getöse, das sich bei der Zerstörung der Stadt und der Feuersbrunst erhob, erwacht, steigt er selbst auf den erhabensten Ort seines Hauses, um die Ursache dieses Geräusches und dieser Verwirrung zu entdecken, und sein erster Gedanke ist, die Waffen zu ergreifen und für sein Vaterland zu sterben:

Herrlich erscheint's, in Waffen zu sterben.

Die Gefahr schreckt ihn nicht, obgleich er allein ist. Er geht bewaffnet aus seinem Hause, und ohne mit den Seinigen die nothwendigen Maßregeln vereinbart zu haben, läuft er dahin, wohin ihn das Geschrei und die Verwirrung einer eroberten Stadt und die äußerste Noth ruft:

Hinein in Flammen stürz' ich mich und Waffen.

Da er unterwegs den Choröbus, den Dymas, den Hypanis und einige andere seiner Bekannten antrifft, stellt er sich an ihre Spitze und muntert sie durch sein Beispiel auf. Er tödtet mit eigner Hand den Androgeus, einen der ältesten Befehlshaber der Feinde; er fügt mit einem kleinen Haufen der Seinigen den Griechen eine große Niederlage zu, er rüstet sich sammt ihnen, um sich zu verstellen, mit den Waffen der Erschlagenen aus, was ihm so gut zu Statten kommt, daß er einen Theil aus der Stadt hinaustreibt und sie bis zu ihren Schiffen zu fliehen zwingt:

Andre fliehn zu den Schiffen hinab und ereilen des Meeres Sicheren Strand.

Aber von der Ueberzahl gedrängt läuft er, nachdem Dymas, Hypanis und die andern Freunde an seiner Seite getödtet sind, dem Palaste zu, wo die Gefahr am größten und der Anfall am heftigsten war, um den König und das ganze königliche Haus zu schützen. Er trifft zu spät ein, die Griechen hatten bereits Alles getödtet. Aber da er fast allein von seiner Partei übrig blieb, da er sich von aller Welt verlassen sah und ihn Nichts mehr in dem Palaste aufhielt, nachdem er bereits den Polytes, einen der königlichen Söhne, und den König selber

erwürgt gesehen hatte, lief er nach seinem Hause, um sein Leben für die Beschützung seines Vaters dahinzugeben. Aber Venus, seine Mutter, hält ihn auf und öffnet ihm die Augen, um ihm zu zeigen, daß er es wider die Götter selbst aufnehme, und daß eben sie es seien, welche mit den Griechen gemeinsam Troja zerstören:

Dort, wo zertrümmerte Lasten des Baus und von Felsen geriss'ne
Felsen du siehst und wogen mit wirbelndem Staube den Rauchdampf,
Zuckt Neptunus die Mauern, und hebt mit gewaltigem Dreizack
Aufgerüttete Gründ', und die sämmtliche Stadt aus dem Lager
Wühlt er empor. Dort wüthet, gestellt auf dem skäischen Thore,
Juno voran, und ruft den verbündeten Schwarm von den Schiffen
Wild, mit umgürtendem Stahl . . .

Jupiter und Pallas sind gleichfalls dabei. Aeneas, der sie sah, konnte also wenigstens hier stehen bleiben, ohne die Sache weiter zu treiben. Es wäre vielmehr eine Gottlosigkeit als ein Zeichen der Tapferkeit gewesen, wider so viele unter einander vereinigte Götter den Herzhaften zu spielen. Nichtsdestoweniger greift er, zu Hause angekommen, wohin er sich aus keiner anderen Absicht begab als um das Leben seines Vaters auf Unkosten des seinigen in Sicherheit zu bringen, da er diesen bereit sieht den Sturz seines Vaterlandes nicht zu überleben, noch einmal zu den Waffen, um wenigstens einen rühmliche

Tod zu suchen. Nur himmlische Zeichen und Ermahnungen von Seiten der Götter können ihm Einhalt thun.

Anchises selbst legt ihm den Willen der Götter aus, und diesem allein unterwirft sich Aeneas. Er weicht nur den Göttern, nicht den Menschen. Welche Tapferkeit kann weiter gehen? Und dennoch ist sie nur der Anfang und der erste Versuch der Herzhaftigkeit des Aeneas. Alle herzhaften Handlungen, die er im weiteren Verlauf ausführt, sind mit dem Charakter dieser Tapferkeit bezeichnet, die in jener Zeit verwunderungswürdig erscheinen muß, wo man zuweilen ohne Unterschied diesen schönen Namen der Wuth und selbst viehischer Raserei beilegte. Hiernach ist es nicht schwer zu ermessen, welcher von beiden Helden, Achilles oder Aeneas vollkommener sei, was einer der wesentlichsten Theile des Heldengedichtes ist.

Wir gehen nun zum zweiten über, der in der Anlage der Fabel besteht.

Die Anlage besteht aus drei Stücken, aus der natürlichen Folge der Haupthandlung und aller Dinge, aus denen sie zusammengesetzt ist, aus der rechten Vermischung des Wahrscheinlichen mit dem Wunderbaren, und aus der Anlage und dem Verhältniß der Zwischenfabeln mit der Haupthandlung. Diese drei Eigenschaften, die die Einrichtung der Fabel ausmachen und die Aristoteles die Beschaffenheit der Dinge nennt, sind dem epischen Gedichte so wesentlich, daß es ohne dieselben niemals zur Vollkommenheit gebracht werden kann.

Das erste ist die Handlung, welche nach der Vorschrift des Aristoteles ganz und vollkommen sein muß, das ist, wie er es selbst erklärt, daß sie einen

Anfang, eine Mitte und ein Ende habe. Horaz will, daß diese Theile untereinander ein richtiges Verhältniß haben und einer mit dem anderen in Gleichmaß steht. [14]) Wenn nun, nach dem Urtheil des Horaz, der Homer den Geschichtsschreiber des trojanischen Krieges nennt, [15]) die Handlung der trojanische Krieg ist, so ist diese Handlung fehlerhaft und unvollkommen, weil dieser Krieg in der Iliade weder Anfang noch Ende hat, und sie würde einer Bildsäule gleichen, die ohne Kopf und ohne Füße ist. [16])

Wenn aber der Zorn des Achilles diese Handlung ausmacht, wie es wahrscheinlicher ist und Homer selbst im Eingange es angiebt, so hat derselbe zwar einen Anfang, aber weder Mitte noch Ende, weil er von einem anderen Zorn, eben des Achilles gegen Hektor wegen des Todes des Patroklus, erstickt wird. Es sind also zwei Zorne, einer darum, weil er seinen Freund verloren, der andere darum, weil man ihm seine Geliebte geraubt hat. Und der größte Fehler ist zudem, daß der übrige Theil des Gedichtes mit diesem Zorn gar keinen Zusammenhang hat. Homer denkt in einem Zwischenraum von achtzehn Büchern nicht mehr daran, als ob er seine Absicht gänzlich vergessen hätte, die doch der Leitstern, der den Weg zeigt, oder der Kompaß, den man nicht, ohne irre zu gehen, aus den Augen verlieren kann, sein sollte. Er redet in dieser langen Abschweifung von Nichts mehr als von Belagerungen, Schlachten, Ueberraschungen, Berathschlagungen der Götter, und Alles bezieht sich auf die Belagerung Trojas. Eben dies gab Horaz Veranlassung zu glauben, der Hauptzweck der Iliade, so wie es der Name, den sie führt, an=

zeigt, sei der trojanische Krieg; und in der That, von welcher Seite man immer das Gedicht betrachten mag, jederzeit wird es sich in diesem Stücke fehlerhaft zeigen. Die Odyssee bietet keine vollkommenere Handlung als die Iliade. Sie fängt mit den Reisen Telemachs an und endigt mit der des Odysseus. In den ersten vier Büchern geschieht Alles um Telemachs willen; Menelaus, Nestor, und die übrigen Fürsten erzählen ihm die verschiedenen Vorfälle bei der Belagerung Trojas, Alles geht ihn an, man denkt gar nicht an Odysseus. Auch hier wird man schwerlich die Folge der Haupthandlung ganz richtig und in jenem Gleichmaß, das Horaz für die natürliche Verbindung der Theile in dem erwähnten Gesetz fordert, finden. Diese Reise Telemachs hat keinen Zusammenhang mit der des Ulysses, die die Haupthandlung ausmacht. Sie nützt zu nichts, sie giebt nicht einmal eine Gelegenheit zu seiner Zurückkunft, welche auf die Anordnung Jupiters und durch den Beistand der Phäaken vor sich geht.

Die Aeneide hat diesen Fehler nicht, wie es scheint. Aeneas reist aus Phrygien fort, vollbringt seine Reisen und läßt sich in Italien nieder; Alles ereignet sich dieser Absicht gemäß, Alles bezieht sich auf die Gründung eines neuen Reiches, die der eigentlichste Gegenstand dieses Gedichtes ist. Auch führt Virgil sein Vorhaben durchaus zu dem Ende, das er sich vorgenommen, ohne sich bei etwas aufzuhalten, was damit in keiner Verbindung steht. Er ist auch glücklicher als Homer in der Anordnung der Materien und der besonderen Begebenheiten, welche die allgemeine Einrichtung seines Gedichtes betreffen.

Und eben diese Anordnung und Einrichtung verursacht jene wunderbare Regelmäßigkeit und jenes Verhältniß, in welchem allein die Vollkommenheit eines großen Werkes besteht, welches nur insoweit schön und vollständig ist, wie seine Theile mit einander übereinstimmen. Diese richtige Uebereinstimmung der Theile und dieses genaue Verhältniß, welches sie unter einander haben müssen, scheint in der Aeneide ungleich besser als in der Iliade beobachtet zu sein, denn Alles behält darin seine Ordnung und seinen Platz. Niemals hat einer diese Eintheilung des Stoffes und diese Anordnung der Begebenheiten glücklicher erreicht als Virgil, so wie es Horaz vor allen andern dem Dichter empfiehlt, wenn er zugleich behauptet, alle Schönheit und Vollkommenheit eines Werkes bestehe in dieser Ordnung, denn alles Reizende und Annehmliche in einem Werke könne nur von dieser Anordnung herrühren.

Um nun nicht über das allzusehr weitläufig zu werden, was sich dabei stückweise anmerken läßt, will ich hier nur die Spiele, die Achilles im dreiundzwanzigsten Buch der Iliade wegen des Todes des Patroklus anstellt, mit jenen, die Aeneas im fünften Buch der Aeneide wegen Anchises Apotheosirung anordnet, vergleichen. Die Spiele sind eine von jenen Handlungen, welche man in dem Leben der Helden antreffen und dem Heldengedichte einverleiben kann, weil sie zur Pracht, die unter die heldenmäßigen Eigenschaften gehören, Gelegenheit geben. Virgil läßt solche im fünften Buche seiner Aeneide eintreten, um die Einbildungskraft seines Lesers nach der grausigen Darstellung eines so traurigen Gegen-

standes wie es der Tod der Dido im vierten Buche war, zu ergötzen, sodann auch, um sich durch die Erquickung seines Helden selbst zu erquicken. Dergleichen Ergötzungen müssen am rechten Orte ihre Stelle finden, wenn sie gefallen sollen. Virgil würde seine Spiele weder im zweiten noch im dritten Buche glücklich angebracht haben, es würde dies eine allzu schnelle Erholung gewesen sein, so wie sie bei Homer im dreiundzwanzigsten Buch der Iliade zu spät kommt. Dort ist keine Zeit mehr dazu, man ist schon allzu sehr ermüdet, man braucht sich keine Unterhaltung und Anfeuerung mehr zu suchen, da man so nahe dem Ende ist. Es erscheint dies fast nicht anders, als wenn ein Mensch, den ein dringender Zufall aus Indien nach Leipzig zurückführt, nach einer zweimonatlichen Reise sich mehrere Wochen in Hamburg aufhielte, um zu spielen oder Schauplätze zu besuchen. Das wäre unvernünftig, und in der That hätte Homer am Ende seines Werkes ernsthafter sein können und sich nicht also von seinem Ziele, dem er bereits so nahe war, entfernen sollen. In der Darstellung dieser Spiele kommen eine Menge ganz unglaublicher Dinge vor, und selbst jene, die daran Theil nehmen, führen matte Gespräche unter einander, welche die Geduld des Lesers erschöpfen.

Der zweite Theil der Anordnung, die in einer klugen Vermischung des Wahrscheinlichen mit dem Wunderbaren besteht, ist dem epischen Gedichte eben, falls wesentlich, weil es zugleich wunderbar sein muß, um die Herzen der Großen, für die es gemacht ist, zu rühren und zu erhabenen Handlungen aufzumuntern, aber auch zugleich wahrscheinlich, um sie nicht von

der Nacheiferung abzuschrecken und in Verzweiflung zu stürzen. Die dem Geschichtsschreiber so heilige Wahrheit selbst taugt, weil sie zuweilen für die Nachahmung allzu stark ist, nicht alle Zeit zum Stoffe des epischen Gedichtes so gut wie das Wahrscheinliche, welches mehr mit den gewöhnlichen Handlungen der Menschen übereinkommt. So ist zum Beispiel Simsons That, der die Philister mit dem Kinnbacken eines Esels schlug, zwar eine Heldenthat, doch kann sie niemals der Stoff eines epischen Gedichtes sein. Denn, obgleich sie wahr ist, so ist sie dennoch nicht wahrscheinlich, und folglich allzu wunderbar, als daß sie zur Nachahmung hingestellt werden könnte.

Man muß sich aber durch eine geschickte Vermengung des Wahrscheinlichen vor diesem Uebermaße hüten, weil ohne dies Alles unglaublich und fabelhaft wird und keinen Eindruck auf die Herzen macht, die nur von dem, was ihnen zu sehen möglich scheint, gerührt werden können. Sehen wir nun, in wie weit Homer diesem Satze glücklich gefolgt ist. Er ist mit dem Wahrscheinlichen nicht sparsam, treibt aber, aus allzu großer Begierde immer wunderbar zu sein und den Leser zu entzücken, das Wunderbare so weit, daß weder der Vernunft noch auch der Leidenschaft, noch endlich auch der Natur etwas zu wirken übrig bleibt. Alles geschieht durch Maschinen. Als Priamus den Hektor verloren hat, muß Jupiter die Göttin Iris, seine Abgesandte, schicken, ihn zu ermahnen, für den Leib seines Sohnes Sorge zu tragen und ihn von Achilles loszukaufen. Dieser gegen seinen Sohn so zärtliche Vater, welcher die bei den Leichenbegäng-

nissen gewöhnlichen Gebräuche so abergläubisch beobachtet, hätte nicht selbst daran denken sollen ein so kostbares Pfand den Vögeln nicht zum Fraße zu überlassen? Ein deus ex machina ist nothwendig, um ihn zu erinnern, daß er Vater ist.

Wenn Telemach in der Odyssee den Odysseus an allen Höfen Griechenlands aufsucht, kann er ohne Minervas Beistand keinen Schritt thun. Sie begleitet ihn überall, sie erinnert ihn an Alles, von selbst thut er Nichts und denkt an Nichts. Hätten nicht die Ehre, die Pflicht, die Natur sein Herz rühren und ihn wegen des fast achtzehn Jahre nun abwesenden Vaters in Unruhe versetzen sollen, ohne daß es nöthig gewesen wäre sich einer fremden Beihülfe und Maschine zu bedienen? Und eben diese Maschine hat nichts Wahrscheinliches an sich, weil Minerva den Telemach durch ganz Griechenland führt, um Odysseus zu suchen, nur den Ort ausgenommen, wo er wirklich war, der ihr, vermöge ihrer allwissenden Gottheit doch nicht hätte unbekannt sein sollen.

Nichtsdestoweniger ist dies Homers gewöhnliche Art, daß er, um stets wunderbar zu sein, Alles auf außerordentlichen Wegen geschehen läßt. Man kann sagen, seine Götter müssen zu Allem bereit sein und er bedient sich ihrer gleich jener Personen in den Schauspielen, die sich zu Allem schicken müssen. Merkur giebt dem Priamus einen Kutscher ab, der ihn zu dem Achilles führen muß, damit er von ihm den Leib seines Sohnes begehre, und damit er nicht bei seiner Ankunft im griechischen Lager sich den Feinden aussetze. Jupiter bedient sich eben dieses Merkur und seines Dienstes, um dieselben einzuschläfern und das

Herz des Achilles durch ein Mitleidsgefühl vorzubereiten ꝛc. Thetis muß ihm darin vorangehen und auf Jupiters Befehl den Achilles dazu stimmen. Minerva trägt Telemach und Odysseus die Fackel voraus, als sie sich an einen verschlossenen Ort begeben, um sich mit Waffen zu rüsten. Mit einem Worte, die Götter müssen sich zu allen Verrichtungen bequemen, es wird weder ihr Rang noch die ihrem Stande gemäße Eintracht und Ruhe in Erwägung gezogen; sie sind den Sklaven und Gefangenen gleich, die man zu Allem gebraucht.

Virgil liegt dies gänzlich fern, er, der das so genau beachtet, was Horaz in seiner Dichtkunst räth: Die Götter sollen sich niemals in die Handlung mischen, wenn es die Sache nicht verdient. Auf solche Art läßt dieser bescheidene Dichter im vierten Buch der Aeneide den Merkur dazwischen kommen, um den Aeneas aus jener schrecklichen Verwirrung, in der er sich befindet, zu ziehen. Die der Dido versprochene Treue hält ihn zu Carthago zurück, das Schicksal seines Sohnes und die ihm von den Göttern verheißene Herrschaft über die ganze Welt bewegen ihn, seine Abreise zu beschleunigen. Es kostet ihm Mühe, der Dido treulos zu sein, aber noch eine weit größere, etwas an seiner Unterwürfigkeit gegen die Götter ermangeln zu lassen. Hier ist ein Befehl von oben und eine höhere Gewalt nothwendig, um ihn aus diesem verwickelten Handel zu ziehen. Es muß ihm unumgänglicher Weise ein Gott zureden, damit er die entgegenstehenden Hindernisse überwindet und diese Bande zerreißt; Merkur übernimmt dies.

Eben dies ist auch im ersten Buch der Aeneide

der Fall. Kein Jäger, kein Schäfer, kein Geleitsmann dient dem Aeneas zum Geleitsmann auf seinem Irrwege, Venus erscheint ihm und belehrt ihn, in welchem Lande er sei, was sich mit seinen Gefährten ereignet habe, die er schon für verloren hielt, und zeigt ihm den rechten Weg. In diesen Umständen war eine Gottheit unentbehrlich, Aeneas Muth zu machen, der eben einem tobenden Unwetter entronnen war, der einen Theil seiner Flotte zu Grunde gehen sah, und von dem Sturm auf ein ödes Gestade aller menschlichen Hülfe beraubt und fast verzweifelnd ausgeworfen wurde.

Es war gut, daß der Dichter ihn nicht in dieser äußersten Noth ließ, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß die Götter sich seiner etwas annehmen mußten, weil ihn seine Gottesfurcht an ihrem Vortheile so großen Antheil nehmen ließ, und weil sie die Gefährten seines Elends und seiner Flucht waren. Die Wohlanständigkeit erforderte ferner, daß seine Mutter in das Mittel trat und ihn aufmunterte, nachdem sie von Jupiter über sein Geschick unterrichtet war.

Außer daß alle Maschinen Virgils mehr in der Vernunft und in der Wahrscheinlichkeit begründet sind als jene Homers, findet man sie auch seltener und ungezwungener angewendet. Selbst die Sparsamkeit, mit der Virgil die Götter zu Hülfe nimmt, ist bei ihm dem Range und Stande der Götter viel gemäßer und ohne Zweifel bescheidener als bei Homer, den Dio Chrisostemus deshalb den größten Erzbetrüger der ganzen Welt und zwar in den unglaublichen Dingen nennt. Endlich gelang es, wie schon Tasso bemerkt, Virgil, sein Gedicht mit

einer Gattung des Wunderbaren zu verzieren, auf die Homer bei allem seinen übertriebenen Aufsuchen derselben niemals verfallen ist, den Weibern Tapferkeit zu verleihen und sie mit glücklichem Erfolge, wie es Camilla im elften Buche thut, streitend einzuführen; und eben dies gereicht der Aeneide zu einer besonderen Zierde.

Der dritte Theil der Anordnung ist die Vereinbarung der Zwischenfabeln mit der Haupthandlung. Die Zwischenfabel ist eine Art Abschweifung vom Stoff, sie muß also weder zu lang sein, um die Gleichheit nicht zu verletzen, noch gezwungen oder weit hergeholt, um den Anschein des Fremdartigen zu vermeiden, endlich auch nicht zu oft angebracht sein, um nicht die Gegenstände unter einander zu verwirren. Homer beginnt die Odyssee, die sein vollkommenstes Gedicht ist, mit einer Episode von vier Büchern, er schweift von seinem Stoffe ab, nachdem er sich kaum heran gewagt; um ein regelmäßiges Gebäude aufzuführen, macht er mit einem dazu nicht passenden Stücke den Anfang. Wo findet sich bei Virgil in seinen Episoden, die mit dem Stoffe in so geschickt angeordnetem Verhältniß stehen, wie jene der Pallas und Evander, des Nisus und des Euryalus, der Camilla, etwas Aehnliches? Selbst die Zwischenfabel von der Dido, die von allen die größte und ausgedehnteste ist, wird nie von der Person des Helden abgesondert. Er selbst redet darin, er erzählt seine Erlebnisse, er geht fast gar nicht aus seinem Stoffe heraus, ohne daß er eben so oft wieder auf sich selbst zurückkommt. Ein Gleiches läßt sich in der Iliade und Odyssee nicht finden; man verliert

darin in einem Zwischenraum von mehreren Büchern den Achilles und Odysseus aus den Augen, die doch die Helden derselben sind, und man legt einen großen Weg zurück, ohne ihnen zu begegnen. Ich weiß ferner nicht, ob nicht die Episoden Homers gezwungener und unnatürlicher sind als die Virgils. Welches Verhältniß hat die Wunde, die Mars von dem Diomedes empfängt, mit dem Zorn des Achilles? Und doch hält sich Homer im fünften Buch der Iliade lange bei diesem Zufall auf. Mars, der gleich einem Kinde weint, kommt zum Jupiter, ihm seine Klagen vorzutragen, dieser aber begegnet ihm mit einem bittern Scherze sehr übel. Man unterläßt nicht, damit man allen Anstand beobachte, den Leibarzt der Götter, Päon, zu berufen um ihn zu heilen; selbst die Göttin Hebe mischt sich hinein. Der Dichter, der diese Stelle schön findet, treibt sie zu weit. Er scherzt darüber, und man würde ihn bemitleiden, wenn man nicht von einer so großen Ehrfurcht gegen sein erhabenes Genie eingenommen wäre. Aber, um nicht allzu lange mich bei dieser Zergliederung aufzuhalten, die in's Unendliche hinauslaufen würde, bemerke ich kurz: Virgil weicht von seinem Stoffe niemals ab, Homer hingegen verläßt ihn fast immer durch seine zahlreichen und weither gesuchten Zwischenfabeln, er überläßt sich beständig der Ausschweifung und Unmäßigkeit seiner Einbildungskraft, der er ohne kritische Scheidung nachhängt. Er ist jenen Wanderern ähnlich, die, wenn sie gleich ein sehr großes Stück Weges zurück zu legen haben, sich überall aufhalten und mit Allem unterhalten. Es wird in der Hitze des Gefechts kein Schwertstreich geführt,

ohne daß er daraus Gelegenheit schöpft, Geschichten zu erzählen und Geschlechtsregister zu verfertigen. —

Nach der Eintheilung des Aristoteles müssen auf die Einrichtung der Fabel die Sitten folgen als dritte Eigenschaft des Heldengedichtes. Man muß darunter indeß nicht sowohl die Sittenlehre des Dichters als vielmehr jene der handelnden Personen des Gedichtes verstehen. Welchen Unterschied werden wir nun nicht da zwischen unseren beiden Dichtern finden? Die Könige und Fürsten sagen sich bei Homer einander die gräulichsten Unbilden. Agamemnon verfährt in der Iliade sehr hochmüthig und gottlos mit dem Chryses, der seine geraubte Tochter mit Ehrfurcht und sogar mit Geschenken von ihm zurückbegehrt. Er zeigt ihm, wie wenig Achtung er vor dem äußerlichen Zeichen des Priesterthums habe, durch die doch der Priester schon Ehrfurcht erwecken sollte. Auch der Priester redet in dem Gebete an Apollo nicht gerade die Sprache eines frommen Mannes, er begehrt von ihm, daß er seine Unbilde räche und die Griechen verderbe. Dies Begehren verräth wenig Liebe, ist desjenigen unwürdig, der für das Volk und die Erhaltung des Staates bitten sollte, wie es sein Amt erforderte. Achilles sucht im neunzehnten Buche der Iliade seine Mutter Thetis auf, um sie dazu zu bewegen nicht zu gestatten, daß die Fliegen den Leib seines getödteten Freundes Patroklus entehren und in seine Wunden eindringen, woraus eine Fäulniß, die den Körper verunstalten würde, entstehen könnte. Ist wohl dieser Eifer gegen die Fliegen eines Helden würdig? Und ist der Dich-

ter nicht allzu gütig, wenn er einer Göttin das Geschäft sie zu vertreiben aufträgt?

Odysseus, den Homer als das Muster der Weisheit hinstellt, läßt sich von den Phäaken berauschen, was bereits Aristoteles und Philostratus an Homer tadelnswerth fanden. Aber was will es erst für einen solchen Helden, für einen so vollkommenen Weisen heißen, daß er seiner Gattin und seines zärtlich geliebten Sohnes so schnell vergißt, um sich lange mit der ehrlosen Kalypso zu unterhalten, der Zauberin Circe nachzulaufen und seiner königlichen Würde ungeachtet sich so weit zu erniedrigen, daß er mit einem Bettler und elendem Manne, dem Irus, bis zum Faustkampfe kommt?

Priamus redet im vierundzwanzigsten Buche der Iliade keineswegs so, wie es einem Vater zusteht; er verfährt mit seinen ihm noch übrigen Kindern grausam, um jenen Schmerz auszudrücken, den er über Hektors Tod fühlt. Er wünscht sie alle todt zu sehen, wenn nur sein Sohn Hektor wieder auflebt. Gewiß hätte der Dichter leicht eine andere Weise finden können, in der sich die gleiche Heftigkeit des väterlichen Schmerzes offenbarte, ohne daß doch so Anstößiges mit unterlief. Jenes unmenschliche Verfahren des Achilles mit dem todten Körper des Hektor ferner erschien bereits Cicero als eines Helden höchst unwürdig. [18]) Den entseelten Leichnam, um seiner Rache genug zu thun, herumzuschleppen, wie niedrig, selbst in des gemeinen Volkes Augen steht dies! Die Zusammenkunft des Odysseus mit der Tochter des Alcinous im sechsten Buche der Odyssee ist gegen alle Ehrbarkeit, und diese Prinzessin setzt

alle Schamhaftigkeit außer Acht, um ihrem Mitleiden oder vielmehr ihrem Vorwitze Gehör zu geben, indem sie den Anblick eines nackten Mannes erträgt. Ueberhaupt nimmt Homer auf den Wohlanstand gar keine Rücksicht, die Väter sind darin rauh und grausam, die Götter armselig, unruhig, zänkisch, können sich unter einander nicht vertragen und wissen Nichts von jener stoischen Weltweisheit, die Zeno und seine Anhänger später die Menschen lehrten, um sie verständiger und vollkommener als die Götter Homers zu machen. Bei Virgil hingegen behält alles seinen Charakter bei. Drankus und Turnus zanken sich dort als Männer von Rang; die Leidenschaft des Aeneas und der Dido ist zwar auf's äußerste getrieben, aber weder die Schamhaftigkeit noch auch der äußere Anstand wird dadurch verletzt. Die Götter selbst sind die ehrlichsten Leute, und Alles, was zu den wesentlichen Erfordernissen der Pflicht und Ehrbarkeit gehört, wird darin auf das genaueste beobachtet, weil Virgil sich dabei jenes auserlesenen Musters bediente, das er im Terentius vorfand, von dem Varro sagt, er habe in der Wohlanständigkeit der Sitten vor dem Caecilius und Plautus den Vorzug.

Freilich muß man diese Schwachheiten dem Homer zu Gute halten, er schrieb zu einer Zeit, wo die Sitten noch nicht gebildet waren und die Welt für die Grundsätze der Sittlichkeit noch allzu jung war. Die Sittenlehre war zu Virgils Zeiten vollkommener und bekannter, mithin auch viel reiner und untrüglicher als bei Homer. Virgil kann nicht einmal seine Gesinnung über die Ungerechtigkeit des Bürgerkrieges zurückhalten; obgleich er eigentlich ebenso zu dem

Reiche wie zu dem Glücke des Augustus den Grund gelegt hatte, kann er ihn doch nicht billigen; und, als wenn sein Herz inmitten der Monarchie noch frei gesinnt wäre, verdammt er ihn, aber auf die feinste Art von der Welt, indem er sogar dem Caesar, dem Urheber derselben, schmeichelt:

> Schone zuerst, du schone, der stammt vom hohen Olympus,
> Wirf die Geschoss' aus der Hand, mein Freundlicher.

So voll der Sittlichkeit und Rechtschaffenheit war seine Sittenlehre, so sehr jenem schmeichelnden Geiste entgegengesetzt, dem jener der Monarchie einiges Ansehen zu geben schien.

Die Gesinnungen, welche die vierte Eigenschaft des Gedichtes sind, nehmen zu den Sitten ein so enges Verhältniß ein, daß die Grundsätze der einen zugleich die der anderen sind; ja man kann sagen, die Gesinnungen seien in der That nichts Anderes als ein Ausdruck der Sitten. Es darf deshalb nicht wunderbar erscheinen, wenn Virgil, da er einmal in den Sitten auf so besondere Weise vor Homer den Vorzug verdient, es ihm auch in den Gesinnungen zuvorthut. Er hat dies dem Jahrhunderte, in dem er geschrieben, zu verdanken, in dem die Vernunft weit aufgeklärter war als in demjenigen Homers, wo man nicht so besorgt war gut zu denken als gut zu sprechen, weshalb auch seine Gesinnungen bei weitem nicht so schön sind wie seine Gespräche. Ohne mich also auch hier bei einer langen Vergleichung der Gesinnungen der beiden Dichter aufzuhalten, will ich nur einige derselben, die Homer seinen Helden beilegt, anführen, von denen man leicht auf die anderen zurückschließen kann. Agamemnon sagt im ersten

Buch der Iliade, er habe keine andere Ursache die Chryseis zurückzuhalten, als daß er sie mehr liebe und höher schätze als die Clytemnestra. Welch ein vortrefflicher Ehemann, der eine Fremde seiner Gattin, eine Sklavin einer Fürstin, die nicht ohne Verdienste ist, vorzieht! Nestor sagt im neunten Buche der Iliade zu Agamemnon, der ihn über den Umsturz, in den alle Unternehmungen durch die Abwesenheit des Achilles verfallen sind, zu Rathe zieht, er wolle einen mustergleichen und solchen ertheilen wie noch Niemand auf der ganzen Welt auf einen klügeren und vortrefflicheren gerathen sei. Der Rath aber, den er giebt, ist gar nicht etwas Außerordentliches, denn er erstreckte sich nicht weiter als darauf, daß man den Achilles besänftigen, ihm genugthun und ihn dadurch verpflichten sollte zu dem Heere zurückzukehren. Dieser Staatsstreich war keiner der auserlesensten. Mit nur mittelmäßiger Einsicht würde man einen eben so guten Rath zu geben im Stande gewesen sein. Antilochus, sein Sohn, redet im dreiundzwanzigsten Buche mit seinen Pferden und beschwört sie, sie möchten alle ihre Kräfte anwenden, damit er es dem Menelaus und Diomedes im Wettlauf bei den Spielen, die wegen des Todes des Patroklus gehalten werden sollten, hervorthun möchte. Er ermuntert sie durch eine feurige und überaus rührend Anrede, aber zugleich auch mit sehr kindischen Beweggründen, wenn er ihnen sagt, sein Vater Nestor werde sie ihres Dienstes entlassen oder Befehl geben sie zu erwürgen, wenn sie nicht ihre Schuldigkeit thäten. Kurz, er macht unvernünftigen Thieren gegenüber den pathetischen Wohlredner. Plutarch ent-

schuldigt zwar in seinem Gespräch über Homer diese Freiheit, mit der er den Antilochus hier und an einer anderen Stelle den Hektor zu den Pferden redend einführt, mit seiner Ansicht von der Seelenwanderung, die er von Pythagoras entlehnt hat, indeß bleibt doch immer noch die Frage, ob auch so die Thiere vernünftiger und geschickter sind diese Beweisgründe zu erfassen.

Jupiter sagt im fünften Buche der Iliade zu Mars, nachdem dieser von Diomedes verwundet worden, er wäre ihm ganz unerträglich, er verdiene das Unglück, das ihm begegnete, sehr wohl, weil er den Rathschlägen seiner unbeugsamen Mutter allzusehr nachgebe. Welche Gefälligkeit des Fürsten der Götter gegen sein Ehegemahl! Welcher Trost für seinen verwundeten Sohn Mars! Man würde fast kein Ende finden, wenn man Alles aufzählen wollte. Außerdem daß bei Virgil diese Schwäche sich nicht findet, bleibt dieser auch immer ernsthaft, immer groß, immer erhaben, um den Charakter seines Helden treu zu bewahren, er erniedrigt sich niemals zum Scherzen und Tändeln mit einer dem Anstand seines Ranges zuwider laufenden Vertraulichkeit, den Homer bisweilen vergißt. Homer läßt jenes majestätische Wesen, das seinem Charakter eigen ist, aus den Augen, er erniedrigt sich zu Zeiten, wenn er auf das Vertrauliche kommt und die Begebenheiten auf scherzhafte Weise darstellt, wie da, wo er im achten Buche der Odyssee den Göttern, aus denen er Schalksnarren macht, ein Lustspiel vorstellt, wenn er ihnen wider alle dem Heldengedichte so wesentliche Ernsthaftigkeit, den Mars und die Venus mit

den Netzen des Vulkan umstrickt zeigt. Der Streit des Irus mit dem Odysseus im achtzehnten Buche hat eben so viel Lächerliches an sich als der Charakter des Thersites und die Wunde des Vulkan in der Iliade. Aber um Homer vollständig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man freilich erwägen, daß diese Schwäche nicht sowohl ihm als seinem Jahrhunderte zur Last fällt, das weder in den Sitten noch in den Gesinnungen eines größeren Anstandsgefühls fähig war.

Durch die Gesinnungen werden die Sitten, und mit den Worten die Gesinnungen ausgedrückt. In diesem Theile, der bei Aristoteles der fünfte ist, behält Homer die Oberhand und hierin ist er überhaupt unter allen Dichtern der vollkommenste. Man kann ihm diesen Vorzug, den er auf unaussprechliche Art besitzt, nicht streitig machen. Eben diese bewunderungswürdige Stärke im Ausdruck hat den Sophokles zu seinem ewigen Bewunderer und genauesten Nachfolger gemacht, wodurch er den Kunstrichtern Gelegenheit gab ihn den großen Liebhaber Homers zu nennen. Plato nennt ihn aus gleicher Ursache im zehnten Buch seiner Republik den Fürsten der epischen Dichter. Pindar lobt und bewundert ihn in der siebenten Ode der nemäischen Spiele aus keiner anderen Ursache als wegen seiner erhabenen Schreibart. Und Longinus stellt ihn in seiner Abhandlung als das vollkommenste Muster des majestätischen Stils hin und citirt ihn jederzeit als den Meister des Erhabenen. Hierdurch hat er fast das ganze Alterthum für sich eingenommen; durch den Reiz und den Zauber seiner schönen und zierlichen Worte hat er sich die Hochachtung und

Bewunderung aller Kenner der Wissenschaften und
Gelehrten erworben. Denn, da der Ausdruck allein,
in dem fast immer die [illegible] Schönheit
der Dichtkunst liegt, das Angenehme und [illegible]
derselben ausmacht, hat auch Homer [illegible]
anderen Dichtern in dem [illegible] und
Erhabenen seiner Dichtungen [illegible]
durch den Beifall aller Jahrhunderte [illegible]
benahm dem Pindar, der [illegible]
wählte, und allen [illegible]
nung, jemals zu der [illegible]
Versen Homers [illegible]
Paterkulus nennt ihn [illegible]
den einzigen, der den Namen eines Dichters [illegible]
und würdig ist, daß [illegible]
derbaren Anmuth seiner [illegible]
rungswürdigen [illegible]
Dichtkunst in der [illegible]
gerühmt, darum [illegible]
Athenäus, seine [illegible]
von den herrlichen [illegible]
halb versichert Plato, [illegible]
göttlichste von allen Dichtern, [illegible]
dritten Theil seiner Reden, [illegible]
redet, während Aristoteles [illegible]
vor allen übrigen in der [illegible]
den Vorzug giebt. [illegible]
einem Briefe Xenophons, [illegible]
mahl, Demokrit bei [illegible]
in den Fröschen, [illegible]
dem Stobäus, Hermogenes [illegible]
tus in seinen Heldenbildern, [illegible]

zehnten Hirtengedichte, Moschus in dem dritten, Plutarch in seiner Rede über Homer, Dionys von Halikarnaß in seinem Werke von der Zusammensetzung der Worte, Origenes im siebenten Buche gegen Celsus, Maximus Tyrius in seiner sechszehnten Abhandlung, Themistius in seiner sechszehnten Rede an, und viele hundert andere sind alle derselben Meinung.

Aber alle diese angeführten großen Männer zollen dem Homer diese Lobsprüche einzig wegen der Schönheit und wegen des Glanzes seiner Schreibart, wegen der man ihn nie genug loben kann. Und in der That, dieser Eigenschaften wegen, die er in so erhabenem Maße besitzt, gebührt ihm der Vorzug vor Virgil, obgleich dieser alle Schriftsteller an Klugheit, Bescheidenheit und richtiger Beurtheilungskraft übertrifft. Nichtsdestoweniger findet sich noch eins oder das andere im Ausdrucke Homers, durch dessen Glanz er bei dem ganzen Alterthum allgemeinen Ruhm und Beifall erhielt, was deshalb weiterer Beachtung werth ist, vor.

Die Formeln, um von einem Gegenstande zum anderen überzugehen, die ihrem Charakter gemäß sehr verschieden sein müssen, um dem Leser nicht Ueberdruß zu erwecken, sind im größten Theile seines Werkes die gleichen. Man kann in dem ganzen Umfange von etwa dreißigtausend Versen höchstens zwanzig oder dreißig Gattungen derselben finden, so daß solche Verbindungsarten, die immer vorkommen, der größten Gefahr ausgesetzt sind durch allzu oftmalige Wiederholung Ueberdruß erregend zu werden, was Martial Gelegenheit gab ein wenig über das *ἀπαμειβόμενος* zu scherzen und zu sagen, die lateinischen

Musen seien nicht gar so frei wie die griechischen. Die Vergleichungen bei Homer sind frostig, gezwungen, zu Zeiten unnatürlich, niemals vollkommen vortrefflich, obgleich es bei einer so großen Zahl fast unmöglich ist, daß nicht einige, die nicht richtig genug sind, mit unterlaufen. Ich will hier von denjenigen nicht reden, die durch ihre Unanständigkeit und Niedrigkeit so berühmt geworden sind, daß Jedermann sie kennt; kann man wohl etwas Gröberes oder Platteres sich denken, um nichts Aergeres zu sagen, als daß man dem in der Hitze des Treffens von einem Hagel von Streichen überfallenen Ajax mit dem durch den Weizen streichenden Esel vergleicht, welchen die Kinder mit Prügeln und Stangen vertreiben wollen? Kann dies bei einem Werke wie die Iliade ist von besonderer Wirkung sein? Kann die Schilderung und die Farben dieser Vergleichung, was man ihr auch immer für eine Wendung geben mag, besonderes Vergnügen verursachen? Freilich giebt es einige Grammatiker, die nach ihrem Vorgeben etwas Feines darin finden und diese Stelle eben darum rechtfertigen. Die Beschreibungen, die von allen Stücken der Beredtsamkeit am wenigsten männlich und gesetzt sind, kommen allzu oft vor und sind allzu sehr ausgedehnt, meist auch haben sie etwas Gezwungenes an sich. Die Beschreibung des Gartens des Alcinous im siebenten und die des Hafens von Ithaka im dreizehnten Buch der Odyssee sind dieser Art. Die Beschreibung des Hafens und der von den Nymphen bewohnten Höhle enthält achtzehn Verse, über die Porphyrius Kommentare geschrieben hat. Die des Virgil, in der er im

dritten Buche den Berg Aetna beschreibt, enthält sehr wenig Verse, obgleich gerade sie so schöne Gelegenheit zu reden giebt, und dennoch hat Phavorinus bei Aulius Gellius etwas dagegen einzuwenden. Es ist wahr, daß die Beschreibung des lybischen Hafens auf zehn Verse hinaus läuft, und jene im vierten Buch sich noch weiter ausdehnt, allein die erste verdient Nachsicht, weil es nothwendig war, den Leser nach der Beschreibung des Unglücks ein wenig ausruhen zu lassen und da in der ganzen Aeneide keine weitläufigere Beschreibung eines Ortes sich finden läßt, die zweite aber ist gar nicht seine schönste Stelle. Ueberall hält Virgil an sich und gestattet sich jene kindischen Spielwerke nicht, welche Horaz in seiner Dichtkunst als mit der Darstellung ernster Gegenstände unverträglich bezeichnet. Nichts ist gewisser, sagt Horaz, als daß jene Beschreibungen eines Waldes, eines Tempels, eines Baches, eines Regenbogens sehr nahe an das Kindische grenzen und zur Darstellung erhabener Gegenstände ebenso wenig passen wie ein prächtiges Stück Tuch zu einem glatten und gewöhnlichen Lappen. Diese so weit hergeholten Schönheiten gerathen niemals, indem sie, wo man sie auch anbringen mag, mit dem Uebrigen nicht in rechtem Verhältniß stehen.

Man muß gleichfalls zugestehen, Homer sei viel bewunderungswürdiger in den Bei- und Nebenwörtern als Virgil. Es ist wahr, daß darin seine größte Schönheit besteht; niemals war eine Einbildung reicher und glücklicher, und jene scherzen nur, die ihm vorwerfen, er wiederhole immer das fußschnell (*πόδας ὠκύς.*) Es ist dem nicht ganz so, und man thut

ihm Unrecht, wenn man dies einer Armuth und einem Mangel zuschreibt, man kann in der Iliade mehr als zwanzig Gattungen anderer Beiwörter für Achilles allein finden. Virgil ist im Vergleiche an diesen Zierrathen und an jener Fruchtbarkeit arm, die aus dem Reichthume der griechischen Sprache entspringt, dessen die lateinische beraubt ist. Auch würde man dem Homer, wenn man ihm seine Bei- und Nebenwörter wegnehmen wollte, einen großen Theil seiner Annehmlichkeit nehmen. Dies schmückt ihn auch ohne Zweifel am meisten und macht eine seiner größten Schönheiten aus. Dessen allen aber ungeachtet sind diese Beiwörter, die vieles zu seiner Zierde beitragen, sehr einfältig und gewöhnlich, denn er nennt ohne Umstände den Schnee weiß, die Milch süß, das Feuer brennend, er sucht nicht darin das Sinnreiche, wie unsere meisten Schriftsteller, denen kein Beiwort erträglich erscheint, das nicht dem Anschein nach einen entgegengesetzten Sinn mit den Worten, zu denen es hinzugefügt ist, enthält, um der Rede eine außerordentlichere Gestalt zu geben, und ihr durch seine Gegensätze, welche der üble Geschmack für Zartfühligkeiten hält, einen Glanz beizulegen, denn man glaubt nichts Schöneres finden zu können als wenn Wörter beisammen stehen, die einander schnurgerade entgegenstehen. Ovid in seinen Verwandlungen und Heldenbriefen und Vellejus Paterkulus waren die ersten, welche ihrem Jahrhunderte, das an Einfalt so großen Gefallen trug, diesen falschen Geschmack beigebracht haben. Seneka mit allen jenen Rednern, deren Ueberbleibsel wir in seinen Streitreden lesen, wollten es ihnen nachmachen; aber sie

thaten es ohne jede Bescheidenheit und Urtheilskraft, welche aus Ovid und Paterkulus hervorleuchtet, die diesen falschen Schimmer wenigstens sparsam gebrauchten. Lukan und Tacitus überließen sich diesem Charakter ganz und machten aus den Spitzfindigkeiten eine Kunst, die meist nur in einem Spiel einander entgegengesetzter Wörter besteht, und an der seichte Geister so großes Gefallen finden. Aus dieser allgemeinen Verkennung der wahren Ideale entstanden in folgenden Zeiten die Sinngedichte Martials, die Lobreden des Plinius, des Pakatus, des Mamertinus; nicht als ob diese Schreibart nicht auch ihre Schönheiten hätte, sondern weil dieser Schmuck jenem eines Frauenzimmers gleicht, welches sich schminkt und in Ermangelung der natürlichen und wahren Schönheit eine äußerliche und gekünstelte Zierde sucht.

Ich sage dies auch nicht darum, als ob ein glänzendes und gut angebrachtes Beiwort der Rede nicht zu außerordentlicher Zier diente, wie jenes, dessen Dido sich in ihrem Schreiben an Aeneas bedient, exerces pretiosa odia, wie jene in den Heldenbriefen Ovids und wie jenes, welches Paterkulus dem L. Domitius beilegt, wenn er ihn eminentissimae simplicitatis virum nennt. Allein gerade darum, weil diese Worte etwas Schimmerndes an sich haben, wandten die Alten sie mit Maß an. Um nun den Fehler zu vermeiden sich ihrer zu oft zu bedienen und innerhalb der Schranken der Vernunft zu bleiben, ist es viel besser, wenn man sich, besonders in zusammenhängender Rede, die erhaben oder prächtig sein muß, keiner Beiwörter bedient, die etwas Gekünsteltes oder weit Hergeholtes verrathen. Jene,

welche gewöhnlicher sind und die Natur der Dinge besser ausdrücken, bleiben allezeit die besten, und so sind die Homers.

Damit man aber Homer und Virgil richtig beurtheilt, muß man einen Unterschied zwischen ihren Charakteren machen, die einander sehr entgegengesetzt sind. Denn so sehr Homer zum Reden, ebenso sehr ist Virgil zum Schweigen aufgelegt. Diese Ungleichheit kann man als den wahren Unterschied ihres Genies und als das wesentliche Kennzeichen ihrer Charaktere bezeichnen. Viele maßen sich das Kunstrichteramt an und lassen sich in eine Beurtheilung des Virgil nach den tiefsten Ueberlegungen ein, ohne daß sie vielleicht jemals erkennen konnten, worin eigentlich die vorzügliche Eigenschaft des Geistes und der Beurtheilungskraft dieses Dichters bestehe, die ihn von allen anderen unterscheidet. Vielleicht ist eben jenes Merkmal, das ich soeben bezeichnet, das richtigste, und ein aufmerksamer Blick auf die Mäßigung und die Zurückhaltung, mit der er alle Dinge vorträgt und davon nur das Nothwendigste sagt, möchte leicht die Berechtigung dieser Ansicht einleuchten lassen. Man muß sich befleißigen ihm in der Nähe zu folgen, damit man sehe, daß sein Stillschweigen an einigen Stellen bedeutender als man wohl denken mag und die Frucht auserlesener Bescheidenheit ist. Denn wenn man in sein Verständniß nur von weitem zu dringen weiß, so findet man ihn zuweilen in dem, was er verschweigt, ebenso bewunderungswürdig als in dem, was er sagt. Ist es doch Virgil allein, der Klugheit genug besaß, seine ganze Mäßigkeit und Gelassenheit in der Hitze und

Aufwallung einer durch das geistreichste Genie der Poesie entzündeten Einbildungskraft beizubehalten. Lukan ist im Vergleich zu ihm ein Mensch, der außer sich ist, und Statius ein Rasender. Selbst Ovid konnte erst in seinen alten Tagen zu dieser Vollkommenheit gelangen, als er seine Jahrbücher schrieb, nur in diesem Werke ist er mäßig und bescheiden. In allen übrigen zeigt er seine Jugend; die Beispiele und Gleichnisse, die er in seinen Trauergedichten und anderen Elegien anführt, sind noch nicht nach diesem Geschmack eingerichtet, und seine Heldenbriefe, die Rapin die Blumen römischer Erfindungskraft nennt, haben Nichts von dieser reichen Beurtheilungskraft, in der die größte Vollkommenheit Virgils besteht. Hierin läßt er sich mit jenen Feldherrn vergleichen, die auf das Schlachtfeld und in das Gefecht den ganzen Kaltsinn und die Gelassenheit des Kabinets mitbringen, die inmitten des Rauches und Staubes, unter dem Donner der Kanonen, dem Geräusch der Trommeln und Trompeten und bei allgemeiner Verwirrung nur allein auf das Acht haben, was ihnen ihre Klugheit und Mäßigkeit angiebt, und die allein mit ihrer Vernunft Rath abhalten. Dies hat man freilich nur von großen, mit vollkommenerer Weisheit erleuchteten Seelen, wie die Virgils war, zu erwarten; dieser sagt in der Hitze seiner Begeisterung Nichts als was er sagen muß und giebt allezeit mehr davon zu denken als er ausspricht. Es ist dies ein Lob, das demjenigen sehr nahe kommt, welches Plinius dem berühmten Maler Timantes beilegt, dessen Lobspruch er dem zehnten Hauptstücke des fünften Buches seiner Geschichte eigeschaltet hat:

Timantes besaß ungeheures Talent, an allen seinen Werken ist mehr zu denken dargeboten als nur hingemalt ist. Und weiter heißt es: Das ist ein seltener Kunsterfolg, daß er auch das zeigt, was er verbirgt. Dies gleicht einigermaßen jener wunderbaren Wohlredenheit, von der Cicero zu seinem Freunde spricht.[19]) Und in dieser genauen Behutsamkeit und bewunderungswürdigen Zurückhaltung findet man, wie gesagt, den wahren Charakter Virgils, der wie ein eilender Wanderer über seine Objekte mit leichtem Schritte dahingeht, ohne sich lange dabei aufzuhalten; er läßt alles Ueberflüssige hinweg, um nur das Nothwendige beizubehalten. Eben darin besteht die Vortrefflichkeit eines Werkes, daß es eben dann am vollkommensten ist, wenn man Nichts davon wegnehmen kann.

In eben dieser Vollkommenheit bestand jener ausgesuchte Geschmack, der in Rom zu Zeiten des Augustus im Schwange war und der den Charakter aller guten Schriftsteller bestimmte, die wir als die Muster der Reinheit des Ausdrucks und jener bewunderungswürdigen Schreibart ansehen, die so vielfach nicht ohne Befriedigung Nachahmung gefunden. Zum Beweise kann uns der Befehl dienen, den Augustus dem Tukka und Varius ertheilt hat die Aeneide durchzusehen, die der Verfasser unterdrücken wollte, weil er sie für ein unvollkommenes Werk hielt. Er gestattete ihnen Alles davon wegzunehmen, was man ohne Nachtheil für das Ganze weglassen könnte, aber er verbot ihnen zugleich etwas hinzuzusetzen, ja nur die unvollendeten Verse zu ergänzen. Der Geschmack dieser glücklichen Zeit war: die Rede, so viel es mög-

lich, abzukürzen, mäßig darin zu sein, und wenig zu sprechen. Lukrez ist trotz seiner Reinheit zu dieser Vollkommenheit nicht gelangt. Und Catull, welcher zuerst unter den Römern der Sprache eine zierliche und schöne Wendung zu geben anfing, wußte noch Nichts von jenem so wichtigen Gesetz, das Horaz den Pisonen so tief einprägte.[20]) Nichts Anderes wiederholt er in seinem Strafgerichte über den Lucilius,[21]) und an einer anderen Stelle, wo er von dem nämlichen Lucilius spricht, sagt er, daß, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte, er ohne Zweifel viel in seinen Versen würde gestrichen und mehr Maß gehalten haben. In dieser Weise derselben Zeit, die aus dem guten Geschmacke ihren Ursprung herleitete, hatte sich Virgil so gut geübt, und sie zu seinem wesentlichen Charakter gewählt, wie jener Homers die Weitläufigkeit im Reden und im Erzählen liebt. Er ist der größte Schwätzer des Alterthums, und die Griechen legten, so sehr sie sonst auch Geschwätzigkeit liebten, ihm diese Maßlosigkeit in Worten als beträchtlichen Fehler zur Last. Es kommen nichts denn Aufwärmungen nicht der nämlichen Dinge und der nämlichen Worte, sondern auch der immerwährenden Wiederholungen vor. Er redet zwar immer natürlich, aber zu viel. Jene egyptischen Vorfälle, die Odysseus dem rechtschaffenen Eumäus, seinem Schweinehirten, erzählt, sind in der That Nichts als kurzweilige Histörchen und Mischmasche die Zeit zu vertreiben, ohne daß man eine andere Absicht darin finden kann, als daß er erzählen will. Diese Geschwätzigkeit und diese Ergießung der Einbildungskraft, die bei ihm so gewöhnlich ist, macht, daß er die Sachen zu weit treibt

und fast immer allzu vollständige Gemälde schildert. Dadurch läßt er dem Verstande des Lesers Nichts zu thun übrig, der regelmäßig ebenso sehr mit dem Nachdenken wie mit dem Lesen, wenn er anders die Lust nicht verlieren soll, sich beschäftigen muß. Deshalb erschöpft Virgil seinen Gegenstand nie ganz, um seinen Lesern immer noch etwas zu denken zu geben, den Schriftstellern ein Muster, die weniger Beurtheilungskraft als Einbildungskraft besitzen. Denn aus Mangel an Erfahrung folgen sie ihrem natürlichen Triebe, und da sie wegen ihrer allzu heftigen Sucht zu reden die Sachen übertreiben, geben sie gewöhnlich Begriffe anstatt wahre Gegenstände darzustellen, und malen alle ihre Objekte allzu vollkommen ab. Diesen Fehler tadelte Appelles an den Malern seiner Zeit, wie Cicero berichtet. Indeß muß man darauf achten, daß dieser Fehler den Ausdruck betrifft. Denn es ist immer eine sehr große Vollkommenheit, wenn man die Dinge auf die vollkommenste Art schilderi und seinem Plane erhabene Ideen zu Grunde legt.

Man muß zugestehen, es kann für Homer nichts Vortheilhafteres gesagt werden als was Aristoteles, der erleuchtetste und bescheidenste aller Kunstrichter, von ihm sagt; er stellt ihn als ein Muster des Heldengedichts dar und richtet seine Regeln allein nach der Iliade und Odyssee ein; aber man kann zugleich sagen, es sei gar nicht zu verwundern, daß Aristoteles diese zwei als Muster gewählt habe, weil er zu seiner Zeit nur zwei schlechtere Gedichte, die mit der Iliade und Odyssee um den Vorzug streiten konnten, das eine von Herkules, das andere von Theseus, gesehen hat, während die anderen vielmehr

das Leben des Theseus und Herkules als den Stoff einer epischen Handlung enthielten. Dies gab Horaz Gelegenheit sich gegen jene Dichter zu ereifern, die er darum Cykliker nennt, weil sie den Dingen eine fein natürliche oder historische Wendung geben und die Gegenstände entgegen der dem epischen Gedichte wesentlichen Einfachheit und Einheit der Handlung vervielfältigen. Es erübrigt uns also die Einheit der Gedichte Homers und Virgils zu untersuchen, damit wir nichts zu einer genauen Vergleichung Nothwendiges weglassen.

In der Einheit der Zeit gebührt der Iliade und Odyssee vor der Aeneide der Vorzug, denn die Handlung der Odyssee dauert von der Abreise des Odysseus von der Insel Calypso bis zu seiner Erkennung fünfundvierzig Tage, und die Handlung der Iliade erstreckt sich höchstens auf neun oder zehn Monate, während die Aeneide ein ganzes Jahr und etwas darüber enthält. Einige behaupten sogar, die Einheit der Handlung in den zwei Gedichten Homers sei vollkommener als in dem Virgils, weil die Handlung des einen wie des anderen nicht nur eine einzige, sondern auch die Handlung eines einzigen ist. Denn Achilles allein macht Alles, mit Odysseus ist es ebenso, er allein ohne alle Beihülfe eines Anderen, wie Aristoteles sagt, setzt sich wieder in sein Reich ein. Aeneas unternimmt hingegen Nichts ohne den Beistand der Seinigen, was bei weitem nicht so wunderbar ist, und Beni sagt in seiner zweiten akademischen Rede, der Schutzredner Dantes behaupte, sein Gedicht sei vollkommener, weil es von einem Einzigen handelt. Darauf kann man antworten, die Einheit der Person

werde genugsam durch jene ihres Charakters und Standes beibehalten, das epische Gedicht müsse einen vollkommenen Begriff von einem großen Feldherrn und obersten Befehlshaber, nicht aber von einem irrenden Ritter geben, der zuweilen nur ein Hirngespinnst und romanmäßiger Held ist. Man giebt einem Helden einen ungleich größeren Charakter, wenn man ihn zum höchsten Vorsteher und Haupte des Volkes macht, wie Beni es selbst auch anerkennt, weil die wichtigen Unternehmungen, wie Eroberungen der Länder und Königreiche, Belagerungen der Städte und Schlachten, durch Kriegsheere ausgeführt werden müssen, die die Einsicht und die Absicht eines Einzigen leitet, was zu der Einheit der Handlung genügt. Außerdem ist auch das Wahrscheinliche in dergleichen Thaten der herumschweifenden und einsamen Ritter, wie Herkules war, immer mangelhaft, und sie haben noch immer, so zu sagen etwas Romanmäßiges und Fabelhaftes an sich. Man kann sogar hinzufügen, daß die Einheit der Handlung, wenn man sie im wahren Sinne nimmt, in der Aeneide vollständiger als in der Iliade ist, wo nach dem Tode Hektors, der die Handlung schließen sollte, noch zwei Bücher folgen, das dreiundzwanzigste, welches die dem verstorbenen Patroklus zu Ehren gehaltenen Spiele enthält, was zu der Haupthandlung Nichts beiträgt, und das vierundzwanzigste, welches die Trauer der Trojaner und die Loskaufung des Körpers des Hektor enthält, was Alles nicht zur Sache gehört, weil die Haupthandlung ohnedies schon abgeschlossen war.

Es läßt sich auch dagegen etwas einwenden, daß ein

Gedicht, welches den Ruhm der Griechen allein zum Zweck hat, mit den Ehrenbezeugungen endet, welche dem Hektor, dem Heerführer ihrer Feinde erwiesen werden. So füllte der Dichter ein ganzes Buch mit der Beschreibung seines prächtigen Leichenbegängnisses, was mir fehlerhaft zu sein scheint.[22])

Homers Anfang ist für den Ruhm der Griechen der geeignetste, diesen verfolgt er in seinem ganzen Werke allein, und — macht mit dem Ruhm Hektors den Schluß. Er hätte es dabei bewenden lassen können, ohne sich bei der prächtigen Trauer über den Tod dieses großen Mannes aufzuhalten. Denn heißt das nicht seinen Plan vergessen und verstoßen? Endet nicht die Aeneide ungleich besser mit dem Tode des Turnus, der die Handlung beschließt? Virgil treibt die Sache nicht weiter; er wußte wohl, er würde in einen Fehler verfallen sein, wäre er nicht hier still gestanden.

Es wäre noch übrig eine Vergleichung zwischen den schönen Stellen dieser zwei Dichter vorzunehmen, indeß kann man nicht in einer Uebersetzung dieser auserlesenen Stellen ihre ganze Kraft und Schönheit wiedergeben und ihren ganzen Werth kenntlich machen, anderentheils ist der Geschmack so verschieden, daß es schwer halten würde darüber einig zu werden, welche Stellen man vor anderen wählen und einander gegenüber stellen soll, um einen vollkommen richtigen Vergleich anstellen zu können. Quintilian, der immer mit ausgesuchter Richtigkeit und Entscheidungskraft über Homer urtheilt, giebt uns im ersten Hauptstücke des zehnten Buches eine kurze Uebersicht aller jener Stellen, die ihm am meisten gefallen haben; er findet diesen Schrift-

steller nämlich da unvergleichlich, wo man ermahnen, überreden und trösten muß. Die Gesandtschaft des Phoenix, welchen Agamemnon im elften Buch abschickt, um den Achilles zu erweichen, und Alles, was der Gesandte redet, scheint ihm von auserlesenem Geschmacke zu sein. Er rühmt die Kürze und Lebhaftigkeit der Erzählung vom Tode des Patroklus, er führt andere Stellen an, die man dort nachschlagen mag, wo man von einem so genauen Urtheile Nichts vermissen sollte, als z. B. die Bitte des Priamus an den Achilles, um den Körper seines Sohnes Hektor von ihm zu erhalten, und gewisse Schlachten, die er von anderen weit unterscheidet. Alles, was er zur Anordnung und Einrichtung des Planes überhaupt beifügt, giebt uns von diesem Dichter einen großen Begriff. Man müßte alle seine Ausführungen abschreiben, wenn man die ganze Schönheit derselben erklären wollte. Denn eben in diesem Stücke besteht seine besondere Stärke und sein Vorzug vor allen anderen Dichtern. Einige derselben, die besonders von dieser Art zu sein scheinen, seien nach ganz subjektiver Wahl hier beigefügt: die Eifersucht, welche zwischen Achilles und Agamemnon wegen ihrer Geliebten entstanden ist und die jene Uneinigkeit zwischen diesen beiden Feldherrn verursacht hat, worin der Knoten der ganzen Verwicklung in der Iliade besteht; sie kommt gleich in dem ersten Buche vor und hätte glücklicher gar nicht ausgesonnen werden können. Die Herzählung der Schiffe und die Beschreibung der griechischen Flotte im zweiten Buche enthält viel Erhabenes, eine große Mannigfaltigkeit und eine tiefe Einsicht in das Wesen des alten Griechenlands

und seiner Völker. Die Zusammenkunft des Hektor mit der Andromache am Ende des sechsten Buches der Iliade ist eine der zartesten und vollkommensten Stellen bei Homer; Alles, was der eine oder die andere um des kleinen Astyanax willen sagen, der bei dieser Unterredung gegenwärtig ist und einen Theil derselben ausmacht, ist ungemein rührend, zart und natürlich. Die Furcht vor seinem bewaffneten Vater bringt eine Wirkung hervor, in der die Natur trefflich abgespiegelt ist. Der Streit Hektors mit Ajax im siebenten Buche ist gleichfalls mit den lebhaftesten und glänzendsten Farben gemalt. Der Dichter theilt darin seine eigene Empfindung dem Leser mit, wenn er die Gestalt und das Aussehen dieser zwei großen Männer beschreibt, von denen er dem Leser schon einen vortheilhaften Begriff da einflößt, wo er nur von ihrer Vorbereitung auf den Kampf spricht. Stück für Stück verbreitet er über diese ganze Beschreibung eine verborgene Erhabenheit, welche sich selbst da fühlen läßt, wo er den Streit so hitzig, so eifrig und so schrecklich macht, daß die zwei Streiter, durch den gegenseitigen Widerstand ganz erschöpft, durch die hereinbrechende Nacht getrennt, und von einer wechselseitigen Bewunderung ihrer Herzhaftigkeit gerührt, sich einander Geschenke machen und ihre Zwistigkeit mit einer so großen Hochschätzung und Freundschaft endigen, welche sie, von ihrer eigenen Tapferkeit angetrieben, einer für den anderen zu hegen anfangen. Kurz, in dem Bilde, das der Dichter von diesem Streite entwirft, ist, indem überall die Großmuth und Tapferkeit hervorleuchtet, Alles groß, erhaben und heldenmüthig.

Man kann auch sagen, daß in diesem Gedichte wenig Stellen anzutreffen sind, welche mit dem Eingange des sechszehnten Buches in Vergleich gezogen zu werden verdienten, wo Patroklus auf dem Boden des Schiffes Achills, ausgestreckt zu seinen Füßen und in Thränen zerfließend, sich bemühte ihn zu erweichen und zu bewegen die Waffen zu ergreifen, um die Trojaner zurückzuschlagen, von welchen die Griechen in ihre Schiffe, die sie in Brand zu stecken anfingen, zurückzukehren gezwungen waren. Achilles, aus Zärtlichkeit, durch die Thränen seines geliebten Patroklus erweicht, fragt ihn, was er begehre, und verweist ihm seine Schwachheit, Patroklus zeigt ihm mit dem Finger die Verwüstung, welche das Feuer in der Schiffsflotte der Griechen verursacht, und sagt zu ihm, er sei unbeweglicher als ein Fels; weder Peleus, sein Vater, noch die Göttin Thetis, seine Mutter, sondern das Meer habe ihn in seinem Schoße unter den Steinklippen erzeugt, wenn er sich durch dies Schauspiel nicht rühren und erweichen ließe, sondern noch weiter dem Untergange der Seinigen mit solcher Gelassenheit zusähe. Achilles giebt, durch diesen Verweis bewogen, dem Patroklus seine Waffen sammt den Soldaten, damit er das in's Werk setze, was ihm seine Empfindlichkeit selbst zu thun noch nicht gestattete. Die Folge einer so rührenden Unterredung ist von gleicher Stärke. Die anderen Stellen aus dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Buche der Iliade, wo Homer den Kampf der Götter auf so erhabene Weise beschreibt und die Longinus so anrühmt, haben gleichfalls etwas Großes und Edles im Ausdruck.

Aber, um es noch einmal zu wiederholen, man müßte nicht minder die ganze Iliade abschreiben, um die ganze Schönheit derselben zu zeigen, als die Odyssee, welche ganz besondere Schönheiten enthält, die würdig sind, den erhabensten Stellen der Iliade zur Seite gestellt zu werden. Sogar unter den Erlebnissen des Odysseus im neunten Buch zeigt sich nach der Meinung des Demetrius Phalereus eine erhabene, stolze und (sit venia verbo) schreckliche Art der Darstellung, deren sich dieser Dichter zuerst bedient hat, um den Charakter Polyphems mit neuen Farben zu schildern. Alles, was diese Zwischenfabel betrifft, sammt den Begegnissen dieses Helden bei der Kalypso und Circe, gehört zu der auserlesensten Art des Wunderbaren; von allen jenen Nachrichten zu geschweigen, die Odysseus dem redlichen Eumäus bei seiner Zurückkehr nach Ithaka mittheilt, und von seinem bewunderungswürdigen Geschick, das ihn zwang sich wieder von neuem dort festzusetzen; alles dies wird auf eine so ungezwungene und zugleich so edle Art erzählt, daß man im Alterthum Nichts findet, was diesen Erzählungen ähnlich wäre. Die Entwicklung der Odyssee durch den Tod der Freier der Penelope läßt in der Person des Odysseus etwas sehr Großes und Heldenmäßiges erkennen an der Art, wie er sich von ihnen befreit, um jene Unordnung zu rächen, die sie durch ihr unverschämtes und unbilliges Verfahren in seinem Hause bereitet hatten. Dies sind etwa die Stellen, durch die Homer sich Ruhm erworben hat; es verdienten noch viel mehr angeführt zu werden, indeß läßt sich nicht leicht Alles sagen. Es mag

genügen, um die Augen derer zu öffnen, die ihn genau lesen und Grund ihn zu bewundern suchen.

Ich gestehe, daß er, was das Erhabene und Edle in seinen Erzählungen anbetrifft, einzig dasteht und daß Virgil ihm hierin nicht gleich kommt; aber dennoch läßt sich behaupten, daß es bei Virgil Schönheiten giebt, in denen er vor Homer großen Vorzug verdient, der von allen Dingen etwas zu stark natürlich zu denken pflegt. Virgil trägt durch die Zartheit seines Plans, seiner Begriffe, seiner Erfindung, seiner Gedanken und der ganzen Gliederung seiner Ausdrücke den Preis davon. Denn, um dies klarer zu machen, was kann man sich Herzigeres vorstellen als die Vergötterung des Anchises im fünften Buch der Aeneide, die dem Augustus und den Römern durch einen Ursprung, dessen Göttlichkeit er so sinnreich feststellt, so sehr schmeichelt? Abgesehen davon, daß auch die edelsten Geschlechter, wenngleich verblümt, in den Kämpfen des nämlichen Buches angezeigt werden. Was kann man wohl bei Homer mit dieser Stelle des sechsten Buches vergleichen, wo Virgil auf den Ruhm des Geistes verzichtet, um den Römern den des Ansehens und der Macht vorzubehalten?

Andere gießen vielleicht gegründeter athmende Erze,
Oder entziehn, ich glaub' es, beseeltere Bildung dem Marmor;
Besser kämpft vor dem Richter ihr Wort, und die Bahnen des Himmels
Zeichnet genauer ihr Stab, und verkündiget Sternen den Aufgang;
Du, o Römer, beherrsche des Erdreichs Völker mit Obmacht.

Was soll ich von dem Wunsche oder vielmehr Fluche der Dido im vierten Buche sagen, die eine so bewunderungswürdige Wirkung in Rücksicht auf den Krieg zwischen den Römern und Carthagern und zwar durch die Erklärung einer so heftigen und in folgenden Versen so gut beibehaltenen Rache ausüben?

Einst aus unsrer Asche soll auferstehen ein Rächer,
Welcher mit Brand und mit Stahl die dardanischen Pflanzer verfolge,
Jetzt und hinfort.

Dieser Fluch, der in der Dunkelheit der Zukunft mit so lebhaften Farben auf den großen Hannibal, den schrecklichsten und bedeutendsten Feind des römischen Staates, hinweist, mit dem Rom so lange um die Oberherrschaft der Welt gestritten hat, bildet auch die schönste Stelle in der römischen Geschichte und wird auf eine Art berührt, daß man in keiner Schrift über diesen Gegenstand eine gleiche finden kann. Der Tod des Marcellus im sechsten Buche ist von gleicher Stärke und hat sogar noch etwas Feineres und Auserleseneres, wie es sich aus dem Eindruck abnehmen läßt, den diese Verse auf den Geist des Augustus und noch mehr auf das Herz der Oktavia, seiner Mutter, gemacht haben, welche, als Virgil dieselben in der Gegenwart des Kaisers vorlas, in Ohnmacht fiel; alle die Klagen der Dido im vierten Buch zu übergehen, die dem heil. Augustinus so viele Thränen abdrangen, wie er in seinen Bekenntnissen erzählt. Von Homer ward er bei weitem nicht so gerührt, weshalb er ihm auch keinen anderen Lobspruch beilegt, als daß er ihn einen süßen Fabler (dulcissime vanus) nennt. In der That Virgil ist

viel gründlicher, seine Ausdrücke machen größeren Eindruck, sie haben etwas Wesentliches an sich; er redet nicht so viel in die Welt hinein; selbst die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft, die sonst überall mit dem Charakter der Flüchtigkeit bezeichnet ist, hat bei ihm nichts Eitles, nichts Widersprechendes; Alles ist darin gründlich, und seine Worte sind Wesen, was ihn wirksamer und rührender macht. Es giebt noch tausend andere dergleichen Stellen, die ich hier übergehen will, wie jene im zweiten Buch der Aeneide:

Asche der Ilier=Stadt und endende Flamme der Meinen
Zeugt, wie bei eurem Fall ich weder Geschoß noch die Wechsel
Mied des Danaer=Kampfs.

Solche Stellen allein sind im Stande, alle jene Einwürfe zu vernichten, die man dem Aeneas wegen seiner geringen Tapferkeit machen kann. Der mit so pathetischen Zügen entworfene Tod der Dido, der Auszug aus der römischen Geschichte, die dem Schilde in dem achten Buch der Aeneide eingegraben ist, die Erklärung des Schicksals des römischen Reiches, die Jupiter im ersten Buche macht, die Eroberungen des Augustus, dem er im sechsten Buche sein Werk zueignet und welche den herrlichsten Lobspruch dieses Kaisers enthalten:

Dort der Mann, dort ist er, den oft verheißen du hörest,
Caesar Augustus;

alles dies sind wunderbare Kunstgriffe, die er so geschickt zu gebrauchen weiß, um in das Herz des

Lesers einzudringen und demselben jene Bewegungen und Neigungen einzuflößen, in welchen sich sein Genie ausgeprägt findet, sind ebenso viele Wunderwerke der Kunst, die man beim flüchtigen Einblick kaum als solche gewahrt. Denn gewiß kostet es viel mehr Mühe und Verstand das Gute und Vortreffliche eines Werkes zu entdecken als das Fehlerhafte darin zu erkennen, weil die Fehler mehr in die Augen fallen als die wahren Schönheiten, die gewöhnlich leicht der Beachtung entgehen und erst bei schärferem Hinsehen sich offenbaren.

Da indeß die Leidenschaft der Dido die schönste Stelle Virgils und sein wahres Meisterstück ist, so kann ich an ihr nicht vorüber gehen, ohne ein wenig länger bei ihr als bei den anderen stehen zu bleiben. Die Wohlredenheit hat gewiß niemals alle ihre Kunstgriffe und Zierrathe mit mehr Geschick und glücklicherem Erfolge angewendet. Alle Stufen dieser Leidenschaft, alle die Verdoppelungen dieser aufkeimenden Zuneigung und jene große Gebrechlichkeit der Frauen sind darin auf eine Art entwickelt, welche die geschicktesten Talente in Erstaunen setzt; ja, je geschickter man selbst ist, desto mehr ist man auch im Stande, die Vortrefflichkeit dieser Stelle einzusehen und alle Theile derselben zu bewundern. Alles ist in der Beschreibung dieses Ereignisses zart und rührend, und man wird nie etwas Vollkommeneres finden. Tasso hat vielleicht glänzendere Stellen, wie jene von dem Unglücke Tankreds und Klorindes, aber wenn man von allen Seiten genau betrachtet, sieht man, daß die Verhältnisse mit der Haupthandlung nicht so genau aufrecht erhalten sind wie in der der



Dido. Nichtsdestoweniger legt man es Virgil zur Last, er habe diese Fürstin entehrt, indem er ihr gegen ihren wahren Charakter eine so heftige Leidenschaft andichtet, während sie doch in der Geschichte als eine rechtschaffene Frau dargestellt wird. Aber eben dies ist einer der feinsten und zartesten Kunstgriffe Virgils, der, um eine Nation verächtlich zu machen, die einst den Römern so verhaßt sein sollte, es nicht für gut hielt, ihre Stifterin als tugendhaft zu schildern. Er glaubte sie ganz sicher aufopfern zu dürfen, um seinem Lande besser zn schmeicheln, das sich ohne Zweifel an dem Ruhme gestoßen hätte, den die wahre Geschichte dieser Fürstin giebt. Und obwohl dieser Kunstgriff nur den Römern zu gefallen brauchte, obgleich der Dichter sie für die Herren der Welt ansah, denen die anderen Völker ihre Meinung unterwerfen oder wenigstens gleichförmig machen müßten, unterließ er doch nicht alle Behutsamkeit anzuwenden, um ihren Sinn für diese Aenderung der Wahrheit einzunehmen. Er hatte Geschicklichkeit genug eine Maschine anzubringen, um sie auf die beste Art aufzuopfern. Venus und Cupido mischen sich hinein. Er läßt sie sogar alle ihre Kunst anwenden, um das zu überwinden und zu vernichten, was der Ruf dieser Königin Gutes nachsagte. Darüber beklagt sich Juno gegen die Venus, was wieder nur dazu dient die Mühe sichtlicher zu machen, welche diese Gottheiten sich gaben, die so tugendhafte Wittwe zu überfallen und endlich zu verführen.

Traun, vorragendes Lob und herrliche Beute gewannt ihr,
Du und der Knabe mit dir.

Der Charakter Sinons im zweiten Buche der Aeneide und der des Mezenz im achten und zehnten sind ebenfalls vollkommen. Homer hat in der That mehr und verschiedenere Charaktere; aber die, an die Virgil Hand angelegt, sind vollständiger als diejenigen Homers, sogar geheimnißvoller und richtiger gezeichnet, und er hat das verborgene Mittel gefunden sie kennbarer zu schildern. Nichtsdestoweniger muß man gestehen, daß Homer eine reichere, prächtigere und lebhaftere Einbildungskraft hat, daß er seinen Versen eine schönere Wendung zu geben weiß, eine glänzendere Weise des Vortrages und einen größeren, volleren und seiner Poesie eigenen Wohlklang besitzt, was Cicero an Demosthenes vermißte; Homer übertrifft in der That darin den Virgil, und das Ohr ist mit seiner Wendung, mit seinem Klange, mit seiner ganzen Geschicklichkeit in der Versifikation viel zufriedener, weil die griechische Sprache alle diese Vorzüge vor der lateinischen hat, die weit majestätischer, ernsthafter und nicht so frei ist. Man kann nicht leugnen, daß er weitläufigere Gegenstände behandelt und seine Leser durch mehr Länder führt, aber sein Geist reißt ihn fast immer mit sich fort, er ist dessen nicht so Meister wie Virgil des seinen. Dieser Mangel verleitete ihn, jenen so wesentlichen Fehler der zwei Bücher der Iliade nach der Entwicklung der Handlung zu begehen, den einen durch den Tod Hektors, den anderen durch die Spiele nach dem Tode des Patroklus und noch einen anderen in der Odyssee, der diesem gleicht, die Erkennung des Odysseus und der Penelope. Denn, da sowohl das epische wie das dramatische Gedicht mit der Entwicklung der Handlung

enden muß, so kann man nach dieser Entwicklung Nichts hinzusetzen, um die Dinge zu vollenden, ohne in eine Abschweifung zu verfallen.

Es finden sich bei Homer nur wenig Stellen, die man denen Virgils zur Seite stellen könnte, obwohl die Schönheit jener Stelle im sechsten Buche der Iliade sich nicht genug rühmen läßt, wo Andromache von Hektor den letzten Abschied nimmt, um zum letzten Kampfe mit Achilles fortzugehen. Was giebt es Zarteres als diese Beurlaubung, bei der dieser Fürstin in Ahnung eines Unglücks wider ihre Gewohnheit Thränen entstürzen? Wie schön sagt Homer, mit ihren Weibern habe sie den Tod Hektors, der noch lebte, zu beweinen angefangen (ἔτι ζωὸν γύον Ἕκτορα). Bei dem Gastmahle, welches Alcinous dem Odysseus giebt, geht es viel prächtiger zu als bei dem, welches Dido dem Aeneas zubereitete: man singt dabei von der Liebe des Mars und der Venus, was sich zur beginnenden Leidenschaft der Dido besser geschickt hätte als das, welches Jopas von dem Laufe der Sterne anstimmt und das zu den Gefühlen der Königin in gar keiner Beziehung steht. Homers Proteus im vierten Buche der Odyssee ist sinnreicher nnd erfindungsvoller als der des Virgil im vierten Buche vom Ackerbau, an dem aber auch mehr Bescheidenheit und Weisheit sichtbar ist. Der Eidschwur der Kalypso im fünften Buche der Odyssee ist prächtig und erhaben, aber das Wahrscheinliche wird bei dem Schiffe sehr wenig beobachtet, welches der Dichter den Odysseus ganz allein ohne Beihülfe und Erfahrung auf der Insel, auf der ihn Kalypso zurückhielt, innerhalb vier oder fünf

Tagen aufbauen läßt, und zwar bei einem Schiffe, dem Nichts mangelte. Noch unwahrscheinlicher freilich ist vielleicht die Verwandlung der Schiffe in Göttinnen, wie sie im neunten Buch der Aeneide erzählt wird. Die wiederholte Herzählung der griechischen Flotte kommt im zweiten Buch der Iliade zu oft vor, alle Erzählungen endigen fast mit dem nämlichen Verse:

.... folgt ein Geschwader von ... dunklen Schiffen;

und bei allen Gastmählern der Iliade wird man auf gleiche Weise ohne irgend welchen Unterschied bedient. Die Stelle, wo Penelope Odysseus als ihren Ehegemahl erkennt, die doch die vortheilhafteste Gelegenheit an die Hand gab, Alles, was die Kunst Feines hat, anzubringen, scheint ein wenig matt zu sein; enthält sie doch Nichts als abgeschmackte und unschöne Ueberraschungen, frostige und schwermüthige Entzückungen, und nur sehr wenig feine und wahrhaft zarte Gesinnungen. Penelope widersteht jenen Beweggründen allzu lange, die vorgebracht werden sie zu überzeugen, daß er ihr Gemahl ist. Odysseus selbst weiß sich nicht zu helfen, er läßt seine Gattin allzu lange in Mißtrauen, und sie ist zu behutsam; die Kunstgriffe, die sie anwendet, sich dessen ganz zu versichern, sind genau abgezählt und abgemessen, um nicht irre zu gehen; und eben dies hat etwas Ernsthaftes und Kaltsinniges an sich an einer Stelle, die Nichts als Feuer und Lebhaftigkeit erforderte. Hätte sie nicht der geheime Antrieb ihrer Liebe von vornherein einnehmen, hätte nicht ihr Herz ihr das sagen sollen, was ihre Augen nicht sagten? Denn die Liebe ist klar und durchdringend, sie hat eine geheime

Stimme, die sich besser als die Sinne auszudrücken versteht. Aber Homer verstand jene Philosophie nicht, welche von den Römern so nachdrücklich ausgeprägt wurde; Virgil, der die Dido die Absicht des Aeneas sie zu verlassen errathen läßt, würde sich diese Gelegenheit besser zu Nutzen gemacht haben.

Und doch muß man auch wieder mit Longinus gestehen, daß man sich nichts Größeres, nichts Erhabeneres vorstellen kann als was Ajax mitten in seiner Verzweiflung sagt, wenn er, als die dunkle Nacht den Griechen Unheil bringt, von Jupiter begehrt, rühmlich und bei hellem Tage zu Grunde zu gehen. Es ist wahr, Homer ist immer groß, sowohl in seinen Gesinnungen als in seinen Ausdrücken, und eben darum führt ihn Longinus als das vollkommenste Muster des Erhabenen an. Das Stillschweigen des Ajax, als er dem Odysseus im elften Buch der Odyssee in der Unterwelt begegnet, ist eben dieser Art, es ist nachdrücklicher als alle möglichen Gespräche, die er hätte halten können. Dieser große Mann von so stolzem und unbeugsamen Charakter, wie Homer ihm beilegt, hätte die demüthigen Complimente des Odysseus nicht besser als mit stolzem und verächtlichem Stillschweigen aufnehmen können. Ajax gewinnt durch dies Stillschweigen ein größeres und erhabeneres Ansehen. als er hätte, wenn er gesprochen, was der Dichter ihm immer auch in den Mund gelegt haben würde. —

Makrobius sagt, Homer habe seine Gedichte mit Sprüchen angefüllt, und alle seine guten Einfälle seien in der ganzen Welt zu Sprichwörtern geworden, ja man hat selbst Sammlungen von Sittensprüchen des

Homer herausgegeben, nach den verschiedensten Titeln geordnet. Indeß, was Heinsius in seiner Dichtkunst über Aristoteles sagt, daß dergleichen sinnreiche Betrachtungen über die Sittenlehre vielmehr auf die Schaubühnen und zu der dramatischen Poesie als zur heroischen gehören, der wesentlichste Charakter in der Erzählung aber darin besteht, daß sie einfach, ohne gezwungene Figuren, ohne Beiwerk von Betrachtungen, die der Rede ihre natürliche Farbe und ihre Kraft benehmen, sein muß, das scheint auch mir von Homer gelten zu müssen. Freilich pflegt jener Nachdruck, den man oft in einen geringen Umfang von Worten einschließt, die übrige Rede meist trocken und schwach zu machen, indem er ihr ihre natürliche Einfachheit benimmt, ihr ein gezwungenes Wesen beibringt. Aber nichtsdestoweniger ist Titus Livius ein weit vollkommenerer Geschichtsschreiber als Tacitus, da er weniger Anmerkungen macht, denn die Anmerkungen passen, wie gesagt, besser auf die Bühne, als in die Geschichte und Erzählung. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes wird auch von Cicero im vierten Buch von der Redekunst behauptet,[23]) so daß der Satz gerechtfertigt erscheint, daß die sinnreichen Sprüche und sittlichen Anmerkungen eine dem epischen Gedichte nicht wesentliche Schönheit sind, weil sie Nichts zur Erzählung beitragen, in der der hauptsächliche und wesentliche Charakter des Heldengedichts besteht. Freilich kann der Dichter einige Sprüche und Bemerkungen hineinmischen, wenn er die handelnden Personen reden läßt, aber er muß es nicht thun, wenn er selbst redet, außer etwa in einzelnen Fällen, wo es nicht das Ansehen hat, als wenn es weit hergeholt wäre.

Man kann darin dem Titus Livius sicher folgen, der in dem ganzen Bau seiner Geschichte sich ihrer so sparsam bedient und sie denjenigen vorbehält, die er redend einführt. Der Dichter muß dieselben so anbringen, daß es nicht den Anschein gewinnt, als hätte er sie anbringen wollen, vielweniger sie allerorts nach Homers Beispiel einschieben; ja man geht weit irre, wenn man glaubt, sich dadurch Achtung zu erwerben.

Dies angenommene Wesen ist gewiß eine Unvollkommenheit, der Virgil so künstlich auszuweichen wußte, indem er richtig dafür hielt, Nichts sei jenem einfachen Wesen, das er für gut befindet, mehr entgegen als jene schimmernden Worte und Gedanken, die dem Scheine nach von der Rede abgesondert sind und nicht zur Sache gehören, weil sie dazu in keinem Verhältniß stehen und allein dazu dienen die Gegenstände zu vergrößern und die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. Es steht dies im innigsten Zusammenhang mit jenem wichtigen Gebote der Vernunft, das einer der geschicktesten Kunstrichter des Alterthums jenen, die etwas schreiben, einmal gegeben hat und das man nicht genugsam versteht.[24]) Wie es scheint, will der Schriftsteller in dieser Stelle die Gedanken verwerfen, welche ein allzu kühner oder glänzender Ausdruck gewissermaßen der übrigen Rede als fremde und ungewöhnliche beifügt, er leidet nichts Ausgesuchtes und Hergeholtes, er will, daß aller Schimmer darin so natürlich sei, als die Farbe an den Kleidern, und eben diese einfältigen, allgemeinen Worte sind es, wie er sagt, welche die Vernunft den Sophokles und Euripides gelehrt hat, und deren Gebrauch sie selber

in den Reden für gut befunden haben, bevor man darauf verfiel die Jugend in Schulen zu verschließen und alle Uebungen des Verstandes in bloße Reden einzuschränken. Mit einem Worte, alle diese so gesuchten und so oft wiederholten Zierrathe der Worte und Gedanken benehmen der Rede ihre natürliche Schönheit und ihre wahre Würde. Und dieser Grundsatz ist allen jenen Dingen gemeinsam, deren ganze Vortrefflichkeit und Vollkommenheit eine mit regelmäßiger Einfachheit verknüpfte Erhabenheit ausmacht, wie wir es in der Maler- und Baukunst sehen, in welchen die großen Grundrisse nicht so sehr durch vielfältige Zierrathe als durch jenes einfache aber regelmäßige Wesen, das denselben Ansehen und Majestät giebt, unterstützt werden. Selbst jene erhabenen Gedanken, welche etwas Hohes an sich haben und gewöhnlich schöne Gesinnung genannt werden, fallen in einer Rede unerträglich, wenn sie nicht mit einer gewissen Mäßigung angebracht werden, Nichts mattet so sehr ab als jene allzu glänzenden Gegenstände, welche mit unserem Verstande nicht im richtigem Verhältniß stehen, der von allem Unnatürlichen ebenso leicht ermüdet wird wie unsere Augen von einem allzu starken Lichte geschwächt werden; denn unsere Kräfte sind eingeschränkt. —

Die Erfindung, die eine der wesentlichsten Eigenschaften des Dichters ist, macht einen großen Theil der Vorzüge aus, die Homer vor Virgil hat, denn ersterer diente dem römischen Dichter als Muster und Original, nach dem Virgil sich bildete. Fast gewinnt es aber das Ansehen, als ob Homer seine große Iliade nach einer kleineren eingerichtet hätte,

die Aristoteles in seiner Dichtkunst erwähnt und die Suidas einem gewissen Antimachus zuschreibt; daraus kann man leicht schließen, daß ihm die Ehre der Erfindung nicht so ganz eigen ist. Außerdem lesen wir bei Athenäus im dritten Buche, daß ein gewisser Hegesianax vor Homer das in Versen beschrieben haben, was bei der Belagerung Trojas geschah. Cicero erwähnt auch einen Kallisthenes, der über eben diesen Gegenstand geschrieben hatte. Er lebte zwar zur Zeit Alexanders, also einige Jahrhunderte nach Homer, indeß ist es sehr glaublich, daß er andere Nachrichten als jene Homers gehabt habe, weil er von dieser Unternehmung auf andere Art als dieser schrieb. Suidas erzählt, daß Corinus, ein Schüler des Palamedes, auch eine Iliade in Versen zu der Zeit, wo Troja eingenommen wurde, verfaßt habe, und daß ein anderer Dichter, der zu gleicher Zeit mit Homer lebte, Syagoras, über diesen Stoff geschrieben habe, daß indeß alle diese Werke durch Homers Zuthun unterdrückt worden seien, der nicht so blind war, als man glaubte, um sich allein bei der Nachwelt zu erhalten und von ihr als der erste Urheber der Iliade angesehen zu werden. Und da er andere zum Muster hatte, wie er Virgil zu solchem diente, wäre Nichts mehr zu wünschen, als daß man sehen könnte, ob er andere ebenso glücklich wie Virgil ihn nachgeahmt habe.

Wenn das, was Aelian (hist. v. 13, 14) sagt, Glauben verdient, so erscheint jene Hochschätzung um vieles geringer, in der Homer bei dem ganzen Alterthum stand. Er behauptet, alle Gelehrten seiner Zeit seien einstimmig der Meinung gewesen, Homer

habe die Iliade und Odyssee nur stückweise ohne Einheit des Planes ausgearbeitet, und jenen verschiedenen Theilen, die er in der Hitze seiner Einbildungskraft und in dem Eifer seines Genies ohne Ordnung zusammensetzte, habe er keinen anderen Namen gegeben als jenen des Stoffes, von dem er handelte, wie: Tapferkeit Agamemnons, Spiele beim Leichenbegängniß des Patroklus, Benennung der Schiffe u. a.; mit der Odyssee habe er dasselbe gethan. Lykurg habe zuerst diese verschiedenen und ohne Zusammenhang von einander getrennten Theile aus Jonien nach Asien gebracht, Pisistratus habe sie geordnet und daraus die zwei Gedichte der Iliade und Odyssee, die wir besitzen, gemacht. Hierauf gründet sich, wie er angiebt, der Name Rhapsodie, die man später diesen zwei Gedichten gab. Aber es hieße Homer seines größten Ruhmes berauben, wenn man ihm die Ehre der Einrichtung und des Planes seiner Gedichte wegnehmen wollte. Es kann dies auch um so weniger wahr sein, da Aristoteles der durch alle Jahrhunderte verbreiteten Meinung, daß Homer der wahre Urheber dieser zwei Gedichte ist, neues Gewicht beilegt, obgleich Josephus im ersten Buche gegen Appian mit Aelian übereinzustimmen scheint und Plutarch im Leben des Lykurg und Cicero im dritten Buche von dem Redner sich mehr gegen Homer entscheiden. Aber diese Meinung würde Homers Verdienst so gänzlich vernichten, daß man Aelian füglicher für unkritisch halten kann. Was die übrigen drei betrifft, die seine Meinung unterstützen, so sprechen sie nicht in so zuversichtlichem Tone davon, daß man nicht bei der allgemeinen Meinung bleiben und die Hochachtung gegen Homer in

Ehren halten könnte, die ohnedies gerade hierin zu fest steht, als daß sie sich so leicht erschüttern ließe. —

Um bei einer Vergleichung beider Dichter vollkommenes Genüge zu leisten, wäre es wünschenswerth den Anfang der Iliade mit dem der Odyssee und den dieses Gedichtes mit dem der Aeneide zusammenzuhalten, der als der erste Versuch der Ausführung dieser zwei Gedichte angesehen werden muß. Denn obgleich der Eingang in große Werke einfach und bescheiden sein muß, wie Cicero und Horaz lehren, muß man dennoch besorgt sein, einen schönen Eingang zu machen und gut anzufangen.

Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt den Achaiern unnennbaren Jammer erregte,
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais Sendete.

So der Anfang der Iliade. Diesen Zorn will er durch seine Ursachen und Wirkungen vergrößern, er greift die Sache mit allzu heftigen und auch für den Anfang allzu hyperbolischem Ausdruck an:

... aber sie selber zum Raub ausstreckte den Hunden.

Dieser Zorn machte aus den Leibern der Helden eine Metzgerbank, wie Didymus erklärt. Er bedenkt nicht, daß er von seinem Helden redet, dessen Leidenschaft er vergrößert, und daß er außerordentliche Worte sucht, die Verwüstung, die sie in dem Kriegsheere der Seinigen anrichtet, auszudrücken. Er konnte in einem Satze, der einfach sein muß, die Dinge allgemein schildern; es war nicht nöthig das Nämliche zu wiederholen, er hatte genug gesagt, als er diese Leidenschaft schädlich nannte; es nimmt sich gezwun-

gen aus, wenn eine Sache so oft gesagt wird, und doch gefällt er sich darin, das weitläufiger zu erzählen, was er entweder hätte verschweigen oder verkleinern sollen. Er treibt die Sache zu weit, wenn er sagt, dieser jähe Zorn setze die Leiber der Helden den Hunden und Vögeln zum Raube aus. Er täuscht den Leser durch diese Vergrößerungsbegierde, von der er einmal eingenommen ist, denn unter diese Helden, von denen er redet, die der Zorn des Achilles zu Grunde richtete, kann man vernünftigerweise nur den Patroklus sammt einigen anderen zählen. Ja, es kann sogar zweifelhaft erscheinen, ob es unter jenen, welche zu Grunde gegangen sind, viele andere gegeben hat, die diesen Namen verdienten, und denen er rechtmäßig zustünde. Nun setzt der Dichter aber gar noch hinzu:

So ward Zeus Wille vollendet.

Er vergißt, daß er zu seiner Muse redet, die eine Göttin ist und Alles weiß und Nichts von dem, was sie weiß, vergessen darf; er unterrichtet sie, daß dies Alles sich nach dem Willen der Götter zugetragen habe. Der Muse Homers steht es zu, ihm die Geheimnisse der Götter zu eröffnen und was in der Ordnung ihrer Rathschlüsse ausgemacht wird, und nicht Homer, solches seiner Muse, der Tochter Jupiters und Mnemosynes, der Tochter des Verstandes und des Gedächtnisses zu erzählen. Noch weit ungereimter ist es, diese Worte hinzuzufügen, um das Uebermaß des Verderbens zu vermehren, welches dieser Zorn den Griechen gebracht hat, weil er die Götter verpflichtet an der Empfindung dieser Leidenschaft Theil zu nehmen, und weil nach ihrem Willen alle

tapferen Männer im griechischen Kriegsheer zu Grunde gegangen sind. Es heißt das die schrecklichen Wirkungen dieses Zornes auf's äußerste treiben, wenn man dem Untergange des griechischen Heeres, dessen Verlust dem Jupiter, der doch als oberster Gott gutthätig sein sollte, das höchste Wohlgefallen verursacht, durch den Willen der Götter Ansehen verschafft.

Das Ende der Anrufung läßt sich nur schwer errathen, die zwei folgenden Verse gehören noch dazu, aber wenn man sie näher betrachtet, findet man, daß sie sich bereits mit der Erzählung vermischt. Zudem wird man immer etwas Gezwungenes darin finden müssen, was man diesen Worten auch immer als Sinn beilegen mag. Es heißt doch sich zu früh in die Moral einlassen, wenn man gleich bei dem Eingange eines Werkes, das nicht moralisch ist, und zwar beim vierten Verse bereits damit anfängt. Der Leser hat sich noch nicht auf Betrachtungen gefaßt gemacht, er muß zuvor unterrichtet, voreingenommen und etwas erwärmt werden.

Vergleichen wir damit den Eingang der Odyssee:

Melde den Mann mir, Muse, den Vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstöret,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.
Nicht die Freunde jedoch errettet' er, eifrig bemüht zwar

u. s. f.

Das ist in Wahrheit ein bewunderungswürdiger Held, dessen wesentlicher Charakter in der Arglist, Verschlagenheit und Geschicklichkeit besteht. Die Ausleger mäßigen allerdings diese Verschlagenheit, indem sie dieselbe, um Homer zu entschuldigen, als Klugheit auslegen. Aber ich weiß nicht, wie man zu dieser Milderung kommen kann, da in der ganzen Folge das Benehmen des Odysseus keine andere Eigenschaft als die Arglist verräth, die sehr oft mit Betrügereien und Lügen verbunden ist und gar nichts Heldenmäßiges an sich hat; ja Minerva selbst, die an seinem Glück so wesentlichen Antheil nimmt, kann sich nicht enthalten ihm deshalb einen Verweis zu ertheilen. Wenn man nun sagt, diese Arglist sei eine Fertigkeit und Geschicklichkeit seines Geistes, warum bedient er sich dann derselben nicht zum Vortheile der Seinigen, warum beschränkt er seine ganze Geschicklichkeit auf seine eigene Erhaltung? Aber
Sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben.

Dieser so weise und mit so außerordentlicher Vorsicht begabte Held hätte sie vor ihrem Unglück nicht sollen bewahren können? Selbst die Ursache ihres Unterganges erscheint etwas abgeschmackt:

> Sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben,
> Thörichte, welche die Rinder dem leuchtenden Sohn Hyperions
> Schlachteten.

Das ist ein zu weit hergeholter Grund ihres Unglücks. Der Held oder der Dichter wollte sich von ihnen los machen, und wenn die Vorsehung des Odysseus nicht hinreichend war die Genossen seines Geschickes zu retten, so sollte doch der Dichter dies nicht wie-

derholen. Wer hat ihm aufgetragen, die Schwachheit seines Helden gleich an der Spitze seines Gedichts und an der am meisten hervorleuchtenden Stelle zu zeigen und seine Muse zu bitten diesen geschickten Helden zu besingen, der sich ganz allein errettete und alle die Seinigen zu Grunde gehen ließ? Könnte irgend etwas schwächer und von diesem Heldenmuthe entfernter sein als eben dies? Tasso machte sich diesen Fehler zur Vervollkommnung seines Helden zu Nutze, wenn er von ihm singt:

Gottes Huld führt zu den heiligen Fahnen,
Ihm die Gefährten heim von irren Bahnen.

Der Anfang der Aeneide ist einfacher und natürlicher, und der Vortrag ist zwanglos.

Waffen ertönt mein Gesang, und den Mann, der vom Troergefild einst
Kam, durch Schicksal verbannt, gen Italia, und an Lavinums
Wogenden Strand. Viel ließ ihn in Land' umirren und Meerfluth
Göttergewalt, weil dauerte der Groll der erbitterten Juno.

Eine Feindin von solchem Ansehen verschaffte ihm noch mehr Ansehen:

Bis die Stadt er gegründet endlich,
Latium Götter empfing, woher der Latiner Geschlecht ward
Und albanische Väter, und du, hochthürmende Roma.

Das Uebrige läßt sich darnach gleichfalls leicht vergleichen.

Wir sind am Schluß. Es bleibt den Gelehrten überlassen, zu entscheiden, was man von dem einen

wie von dem anderen dieser bewunderungswürdigen Dichter urtheilen muß. Indeß lohnt es wohl der Mühe, der Wahrheit der gemachten Bemerkungen nachzuforschen und besonders daran zu denken, daß alle Sprachkundigen, deren eigentliches Amt die Kritik ist, sich von dem Glanze des Homerischen Stiles und der Pracht seiner Versifikation, die ohne Zweifel etwas Glänzenderes als die Virgils besitzt, blenden ließen und, ohne näher auf den Grund beider Werke einzugehen, fast einhellig Homer den Vorzug einräumten. Indeß sie urtheilen eben nur als Sprachkundige, ohne die sonstigen Punkte dabei in's Auge zu fassen, die zur richtigen Beurtheilung beider Dichter nöthig sind. Sogar Plutarch verbreitet sich in einer Rede über Homer sehr weitläufig über seine große Erfahrung und über seine allgemeine Kenntniß aller Wissenschaften. Er zeigt die Größe dieses Genies durch den Begriff, den er uns von seinem Charakter beizubringen sucht, ohne auf das Wesentliche des Gedichtes einzugehen. Und so sind alle Gelehrten, die sich bei dem Ausdrucke Homers und bei dem Äußeren aufhalten, alle mehr oder minder parteiische Richter. Man muß, um über diese zwei großen Werke ein richtiges Urtheil fällen zu können, eine Kenntniß desjenigen besitzen, was ihr Wesen ausmacht, alle Verhältnisse derselben abmessen und in Erwägung ziehen, ob die Schönheiten darin gut angebracht sind, ob das Wahrscheinliche und das Wunderbare vernünftig und sparsam angewendet, ob die von der Dichtkunst gestatteten Freiheiten nicht zu stark oder zu heftig sind, ob der Anstand der Sitten und Gesinnungen genau beobachtet ist, ob die Ausdrücke

fein und zart, ob jedes seine Stellung und eigentlichen Charakter bewahrt, ob die gesunde Vernunft überall herrscht und Alles so beschaffen ist, wie es sein sollte. Denn Nichts kann gefallen, was nicht so nach dem Satze Quintilians eingerichtet ist: Nichts kann gefallen, was nicht gut paßt. Man muß endlich von diesen großen Werken wie von einem Palaste urtheilen, dessen vornehmste Schönheit in der Uebereinstimmung des Planes mit seinen Theilen und dem Verhältnisse der Theile untereinander besteht.

Nichts allerdings ist mehr im Stande von dem Verdienste Homers zu überzeugen als jenes Bestreben ihn in Allem nachzuahmen, was ein Beweis dafür ist, wie die Hochschätzung für ihn selbst fast bis zur Anbetung ging. Wie sehr dies gerade im Sinne des Alterthums lag, davon giebt Zoilus, der zu den Zeiten der Ptolemäer lebte, einen Beweis, der seinen Namen mit einem ewigen Schandfleck bedeckte, weil er sich anmaßte Homer zu beurtheilen.

Ein Sinngedicht eines unbekannten Verfassers, das sich in den Katalekten der alten Dichter vorfindet und ein richtiges Urtheil über die Gedichte Homers und Virgils darzubieten im Stande ist, mag diesen Vergleich beschließen. Dieses Fragment sagt, der erstere sei weitläufiger und erhabener, der zweite regelmäßiger und vollkommener gewesen. Virgil redet darin und zwar als bescheidener Mann:

Wenn du, o Römer, Homer, den Maeonier, nicht kannst lesen,
Lies mich, und du hast, beide gelesen sodann.
Ungeheuere Felder hat er, von den Griechen bewundert,

Klein ist das unsrige zwar, gut gepfleget jedoch.

Gewiß sind die kleineren Werke immer vollständiger als die großen, weil man mehr Zeit und Mühe auf ihre Ausarbeitung verwenden kann. Ohne nun weiter auf Eustathius und Servius, die berühmtesten und genauesten Kommentatoren dieser beiden Männer, zu rekurriren, können wir nach dem allen zuvor Gesagten unser Urtheil kurz dahin zusammenfassen: Homer besitzt mehr Erfindungsgabe, Virgil eine größere Beurtheilungskraft; und wenn ich lieber Homer als Virgil gewesen wäre, wollte ich dennoch im Gegentheil ohne Vergleich lieber die Aeneide als die Iliade und Odyssee geschrieben haben. Weit entfernt also dem Properz beizustimmen, der dem Homer die Krone vom Scheitel nimmt, um sie Virgil aufzusetzen, schließen wir uns dem Worte des Alterthums an:[26])

Weichet Homer, ihr Griechen, Homer weicht alle, ihr Römer!

Anmerkungen.

1) Arist. poet. 26.
2) Duo illi omnis doctrinae apices, Homerus et Vergilius.
   Casaubon. praef. in Pers.
3) Ut pretiosissimum animi humani opus quam maxime diviti opere servaretur. Plin. 7, 29.
4) Appion prodidit, se evocasse umbras ad percontandum Homerum, qua patria esset etc. l. 30. c. 2.
5) Arist. poet. 5.
6) *Πολλὰς δ᾽ ἰφϑίμους ψυχὰς ἄιδι προίαψεν Ἡρώων.*
7) L'Ira di Achille fu con amaritudine ripresa da Platone.
8) Il soverchio dell' ira fu attributo ad Hercole, Achille, Ajace e a altri Heroi. E Alessandro per ammaestramento filosofico non pote tenerla a freno, quantunche alcuna volta vincesse il piacere, come dimostro doppo la morte di Dario, nel rispetto portato alla moglie e alla madre.



